

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Gut für Mädchen von 2-4 Jahren, Fichu aus Sammet, Gut für Mädchen von 4-6 Jahren (mit Beschreibungen). — Pariser Modebericht (mit Abbildungen). — Jon Brown, von Bernhardine Schulze-Smidt (E. Döwale). 4. Fortsetzung. — Maifest-Predigt, von Victor Blüthgen, Illustration von Hopfer. — Unsere Kleinen, Blaubei für die Großen von Helene Stöckl. — Anna Ottendorfer (mit Abbildung). — Das Waschen der Spitzen. — Wirtschaftsplaudeereien (mit Abbildungen). — Beschreibung des kolorierten Stahlbildes vom 1. Mai. — Kleine Zauberstücke. — Schach. — Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 45 (Seite 144). — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 47. — Füllrätsel. — Homonym. — Auflösungen des geographischen Diamanträtsels, des Palindrom und des Rebus (Seite 168).



1.

Nr. 1. Gut für Mädchen von 2-4 Jahren.

Die vorn spitz hochstehende, steife Krempe dieses Hutes ist mit einem in Falten gereihten Futter von rotem satin merveilleux versehen und von einer Mütze von gleichem Stoff, welche in der Mitte in vierfache, an den Seiten in einfache Toffalten geordnet ist, begrenzt. Der aus Steiftüll gefertigte Kopfteil wird, nachdem derselbe am hinteren Rande mit einer in Toffalten geordneten Frisur aus rotem reps ottoman und mit einer in Falten gereihten Frisur aus satin merveilleux begrenzt ist, mit rotem, mit Wull unterlegtem reps ottoman überdeckt, den man am hinteren Rande, ein 3 Cent. breites Köpschen bildend, eingekräuselt, in der vorderen Mitte in Falten arrangiert hat. Alsdann bekleidet man die Krempe auf der Außenseite, den Ansatz des Kopftheils, sowie der vorderen Mütze deckend, mit satin merveilleux, der an den Längenseiten über Drahteinlage, längs der Mitte in 1 Cent. großen Zwischenräumen 3mal, je ein 1/2 Cent. breites Köpschen bildend, eingereicht ist. Ein rosettenartiger Schleifenstuf, sowie Bindebänder von 3/4 Cent. breitem roten Satinband vervollständigen den Hut.



2.

Nr. 2. Fichu aus Sammet.

Zur Herstellung des Fichus fertigt man aus rotbraunem Sammet und Gaze Futter einen westenartigen, herzförmig ausgeschnittenen Teil und stattet denselben, wie die Abb. zeigt, mit einem 20 Cent. breiten gefalteten Streifen von bunt gemustertem Gaze Stoff aus. Ein gleicher gefalteter Streifen ist dem mit dem Fichu verbundenen Kragen aus Sammet rüschenartig am oberen Rande gegengefaltet; Schleifen von 1 1/2 Cent. breitem rotbraunem Reppband vervollständigen das Fichu.

Nr. 3. Gut für Mädchen von 4-6 Jahren.

Der Hut aus grobem braunen englischen Strohgeflecht hat einen hohen spizen Kopf und eine vorn 9, hinten 6 Cent. breite, ringsum nach außen umgebogene Krempe, die mit einem am Außenrande eingereichten, am Innenrande in Falten gelegten Futter von braunem Sammet versehen ist. Ein gebundener Schrägstreifen von gleichem Stoff ist um den Kopf des Hutes arrangiert; vorn zieren denselben zwei blattförmig gefaltete Teile von braunem Sammet, sowie ein hochstehender Zweig von Kamillenblüten.

Pariser Modebericht.

Paris, April.

Während in der letzten Zeit die Veränderungen in der Mode mehr die Stoffe, Farben und den Auszug betrafen, Stil und Charakter der Kostüme aber im allgemeinen beibehalten und höchstens in einigen Detailpunkten modifiziert wurden, haben wir heute über eine tief in die Mode eingreifende Neuheit zu berichten, die, obwohl sie kaum in Sicht ist, doch bereits diejenigen, denen es vergönnt war, das Werdenbe vollendet zu schauen, mit einem Gefühl ungemischter Befriedigung erfüllt. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Einführung eines Bekleidungsstückes, welches Robe und Mantel zugleich ist. „Das eine Neuheit?“ höre ich schon eine kritische und mit der Geschichte der Mode vertraute Leserin des Bazar ausrufen und hinzufügen: „Das ist ja die alte Polonaise!“ Allerdings mag, wie „alles unter der Sonne, auch diese Form schon einmal dagewesen“ sein, aber von der ehrwürdigen Polonaise unterscheidet sich die in Rede stehende Neuheit denn doch sehr wesentlich, wie man aus folgenden Beschreibungen sofort erkennen wird.

Die Robe, welche wir bei einer ersten Schneiderin sahen, war aus havannafarbener Etamine. Diesen Stoff hatte man mit ähnlicher Durchstopfungsarbeit streifenweise hergestellt, wie seiner Zeit die sogenannten Milchschuhtdecken, hier aber, harmonisch sehr wirksam, in dunkelroter Seide ausgeführt. Der Rock, war ohne jede Garnitur.

Das mittlere Haken und Ösen bis an die Taille schräg geschlossene Überkleid fällt auf der rechten Seite glatt herunter, während es links panierartig in die Höhe genommen ist und eine Art Schoftaille bildet, indem ein etwa drei Finger breiter Streifen roten Sammets ungefähr 12 Cent. unterhalb des Taillenschlusses als Bordüre bis hinten reicht und unter dem breiten Puff des Überkleides verschwindet. Auf der schräg geschlossenen Taille selbst ist ein Revers aus dunkelrotem Sammet angebracht; der Stehtragen, mittelst einer vollen Schleife seitwärts geschlossen, sowie kleine Aufschläge auf den engen Ärmeln sind aus gleichem Sammet gefertigt (Abb. 1).

Ein anderes Kostüm gleichen Genres sahen wir auf der Ehrentribüne des zweiten Longchamps-Rennens: Kurzer Rock, Weste und Ärmel aus hell Havanna-Satin. Den Rock hatte man mit einer Ephenguirlande aus goldgelbem Sammet verziert; das Überkleid — Redingote Directoire — aus etwas dunklerem Stoff als die Guirlande, war herzförmig ausgeschnitten und mit einigen Haken und Ösen an der Taille geschlossen, fiel dann von letzterer an übereinander tretend vorn herab und wurde an der linken Seite gefasst. Rückwärts fiel das Überkleid ungepufft, aber sehr faltig hernieder. Gürtel aus Havanna-Satin, an der Seite mit Schleifen geschlossen, umgibt die Taille. Ein Schrägstreifen braunen Sammets mit goldfarbener Satin passepoiliert, garniert den Ausschnitt, sowie das Überkleid rund herum. Gleicher Sammet diente auch für den Kragen der Weste und als Besatz der engen Ärmel (Abb. 2).

Der zu diesem Kostüm trefflich passende Hut war eine kleine Capote aus havannabraunem Phantasiestroh und Goldsiligran. Eine Spitze aus letzterem bildete die Krempe, welche innen mit gezogenem roten Sammet gefüttert war. Die Garnitur bestand aus großen aufwärtsstehenden Schleifen von braun, rot- und grüngestreiftem Florband. Fächer aus Satin von der Farbe des Überkleides, mit einer Guirlande von Ephensblättern verziert. Die Schnürstiefelchen waren aus Havanna-Satin mit etwas dunklerem Leder besetzt.

Bei dieser Gelegenheit gestatte ich mir gleich eine Bemerkung über das Schuhwerk. Bei Promenaden- und Visiten-Anzügen soll, wenn man farbige Stiefel trägt, die Farbe der letzteren mit der des Hauptstoffes der Toilette übereinstimmen; bei der Gesellschafts-toilette hingegen hat die Farbe der Schuhe der Garnitur zu entsprechen.

Auf das sogenannte Mantelkostüm zurückkommend, so bin ich der Meinung, daß dasselbe nicht bloß als Reife- und Straßentoilette, sondern auch als Gesellschaftsanzug sehr beliebt sein wird. Natürlich wird es in letzterer Eigenschaft auf kostbarere Weise und mit mannigfacher Variation durchgeführt werden.

Diese neue Art von Kostümen hat aber die anderen keineswegs in den Hintergrund gedrängt — die weiten faltigen Röcke und Schoftailen sind noch immer en vogue.

Wir sahen unter anderem eine Robe aus weißer Etamine mit Sternen aus strohgelber Seide besetzt. Der weite faltige Rock war



1.

an beiden Seiten geschliffen und tiefgelegte Plissee-Falten von weißem starken Tüll hervorzuheben, war der Rock an den beiden Seiten der Einfüge mit breitem roten Sammetband besetzt; lange Schleifen und Enden aus gleichem Band fielen auf den Tüll herab. Die kleine Schoftaille aus gestickter Etamine war am unteren Rand mit einem roten Sammetstreifen umgeben; Krage und Armelausschläge aus gleichem Sammet (Abb. 3).

Eine andere höchst distinguierte Toilette, die für den Eröffnungstag des „Salons“ (1. Mai) bei einer ersten Kleiderkünstlerin bestellt ist, wird aus taubengrauer Sicilienne gefertigt. Das Vorderblatt des kurzen glatten Rockes trägt am untern Rand bis zur Höhe des Knies hinaufgehende Passementierstreifen, auf welchen Perlen in den Nuancen von Stahl und clair de lune harmonisch gruppiert sind. Diese Passementierstreifen laufen schräg von rechts nach links aufwärts und enden oben in Rosetten, in denen Perlenquasten befindlich sind. Die nicht lange, aber faltige Tunika, aus demselben Stoff wie das Unterkleid, aber ohne jede Garnitur, ist nur an der linken Seite hoch gerafft und fällt hinten bis an den Rand des Rockes herab. Die Vordertheile der



3.

Die Robe war aus Sicilienne gefertigt und mit Holzperlen (förmliche Rosenfranzperlen) in hübschem Farbenton garniert. Die Vordertheile dieser Robe, welche bis an die Taille mittelst Haken und Öfen geschlossen sind, endigen in Echarpes, die den breiten Streifen reicher Stickerei sehen lassen, der das Vorderblatt des in Plissee-Falten gelegten Rockes in dessen ganzer Höhe zierte. Der Rücken, in Prinzessform, fällt leicht gepufft herab und hat (sowie auch die Vordertheile der Taille) einen Einfüge von der gleichen Stickerei; die halblangen Ärmel sind ganz aus derselben gefertigt (Abb. Nr. 6).

Derartige Holzperlenstickerei wird für distinguierte gehalten als der bereits sehr verbreitete Jet- und clair de lune-Bezug, und nicht bloß für Roben, auch für Mantellets verwendet. Letztere werden aber nicht vollständig aus diesem bestickten Stoff gefertigt, sondern nur einzelne Teile derselben, z. B. entweder der Rücken allein, oder, was geschmackvoller und noch eleganter ist, Rücken und Vordertheile, oder auch nur Krage und Ärmel. Die anderen



5.

kurzen Schoftaille sind mit Passementierstreifen, aber horizontal, besetzt. Jeder dieser Streifen endet an der äußeren Spitze wiederum rosettenförmig und mit einer kleinen Quaste. Gleicher Bezug zierte den Rand der Schoftaille und die Ärmel (Abb. 4).

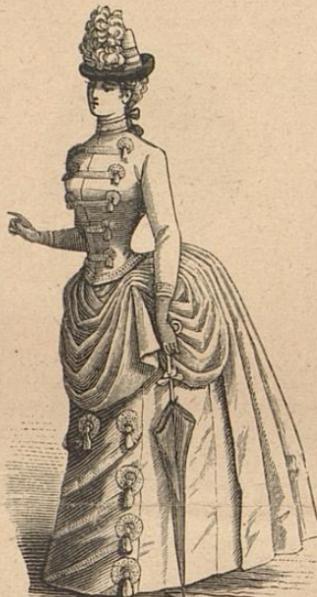
Eine in der Form durchaus einfache, aber wegen ihrer prächtigen Ausführung nur um so imponierendere Robe scheint ebenfalls dazu berufen, in der beginnenden Saison eine hervorragende Rolle zu spielen. Diese Robe ist aus moosgrüner Faille und hat am Rand des Rockes drei schmale ausgezackte Vo-

lants; die ganz glatte Schoftaille ist mit einem filetartigen Gewebe von brauner, sehr starker Seide und kleinen Perlen aus nußbaumfarbig poliertem Holze überzogen; die Ärmel bleiben frei bis zum Rand, wo sie handbreit mit dem gleichen Stoff verziert sind. Aus demselben nebartigen Stoff besteht auch die Tunika, welche bis an die Volants herabreicht, nur daß an letzteren größere und kleinere Perlen, entweder reihenweise oder, wie jetzt beliebt, ein Muster zeigend, im Geschmack indischer oder japanischer Blumenbestens gruppiert sind. Der untere Rand der Tunika ist auf dem Rock besetzt. Eine große Echarpe aus grünem Moiréband vervollständigt die Toilette (Abb. 5).

Wie man sieht, verfällt die Mode immer mehr auf Absonderlichkeiten. Hiervon zeugen die schweren und reichen Stickereien, deren Blumenmuster aus ebensolchen Holzperlen wie zuvor angegeben, von der Größe der Haselnüsse bis zu den kleinsten Dimensionen herab, zusammengestellt sind. In diesem Genre sahen wir ein Costume de visite, das sicher Furore machen wird.



2.



4.

Teile sind aus mattem Seidenstoff hergestellt. Die Sonnenschirme werden eleganter und reicher denn je ausfallen. Wir sahen einen schwarzen Schirm, dessen Spitzenbezug nicht glatt den Unterstoff überspannte, sondern denselben faltig bedeckte, so daß die Falten strahlenförmig nach der Spitze des Schirmes hin zusammenliefen und dort einen Puff bildeten. An einem anderen Modell aus crème-farbener Etamine mit bunten Blümchen bestickt, war der Stoff Stufen bildend

auf dem dunkelroten Futter besetzt; an der Spitze hatte man ein Büschel dunkelroter Bandschleifen angebracht. Bei Wagenpromenaden bedient man sich kleiner sogenannter Knicker; wir sahen u. a. einen solchen aus schwerem dunkelroten Seidenreps, auf welchem eine einzige große Rose in verschiedenen Nuancen Gelb gestickt war. Die Griffe der Schirme bilden Tierköpfe aus Holz oder Metall, oder Modelle im Genre Louis XVI. und der Renaissance aus Sèvres-Porzellan.

Bezüglich seiner Watisttaschentücher möge bemerkt werden, daß dieselben einen 2 Finger breiten, rosa, blauen oder gelben Rand haben, der mit feiner Weißstickerei durchhästelt ist und mit kleiner Lanquette abschließt.

Zum Schluß noch ein Wort über Kinderkleider, welche man für den Sommer meist aus weißem oder farbigem Linon, mit kleinen Blumen durchstickt, anfertigt. Die Taillen werden nicht mehr so übertrieben lang wie bisher geschnitten und sind auch in Blusenform mit Gürtel und Schärpe oder mit breiter Schnurborde und Quasten verziert beliebt.



6.

Blanche d'Anagnin.

Joy Brown.

Die Geschichte eines Knaben.

Von Bernhardine Schulze-Smidt (E. Oswald).

(4. Fortsetzung von Seite 180.)

In meiner Mitleidslosigkeit zürnte ich Joy ernstlich, daß er uns diesen unerträglichen Strohhalm aufgedrängt hatte, der drei Eiskaffees hintereinander durch die Vinsenröhre sog und sich in den Zwischenpausen damit beschäftigte, seinen Spazierstock hin und her zu wirbeln oder seine Handschuh glatt zu streichen! Und das durch drei unsagbar lange Stunden!

Redete ich ihn an, so antwortete er abwechselnd: „parfaitement, M'sieu, oder mais non, M'sieu!“ Lottis Französisch mochte wohl allzugeschult für sein Ladentisch-Verständnis sein, denn er fragte nach jedem ihrer Sätze: „vous disiez, Madame?“ und Lotti hatte einen tadellosen Pariser Accent, nach Madame Mazets und anderer Sachverständiger Urteil.

Joy hatte nur Augen und Ohren für Lotti. Zu Anfang machte ihn seine Aufregung besagen und abspringend. Während meine Schwester, von mir dazu gezwungen, einen kleinen Jambis verzehrte, trank er Eiswasser über Eiswasser, schob sich unaufhörlich sein Käppi aus der Stirn und neckte mit bebenden Fingern an den Uniformknöpfen, als sei ihm alles zu eng und zu schwer. Von einem Gesprächsthema stürzte er sich mit fieberhafter Hast auf das nächste. Spielender Wis war ihm noch immer verfaßt, sein Wesen entbehre aller inneren Grazie und Harmonie, so geriet er ganz unbewußt ins Übertreiben. Mit ägender Cynik sprach er von seinem Soldatenleben und den Plagen des geisttötenden Gamaschendienstes. Jede Muskel seines Gesichtes bewegte und verzerrte sich im fruchtlosen Bestreben, humoristisch, unterhaltend zu scheinen, der Sohn des Clowns war seines Vaters ureigenes echtes Kind.

Was meine Schwester litt, wage ich nicht zu schildern. Leidenschaftlicher Schmerz zitterte um ihren Mund; ein paar-mal meinte ich, daß sie sich jählings wegwenden und laut aufschluchzen werde. Hin und wieder warf sie mir einen verstoßenen, erschrocken Blick zu, der deutlicher als Worte sagte: „Sieh doch, sieh, wem er gleicht!“

Mit aller Gewalt leitete sie das Gespräch in andere Bahnen, gebieterisch führte sie es weit, weit zurück in die

schöne lichtvolle Jugendzeit. Mührend und weh zugleich war mir's, die beiden zu beobachten, die sich heute wieder gefunden und — verloren hatten. Es schnitt mir in die Seele, die gewahren, wie der alte Reiz des Cupidokopfes sich allgemach über das feine, magere Gesicht unter dem Käppi verbreitete, als er der „petite mariée“ seiner Kindheitstage das tief eingewachsene Jahrmarktssringelchen an seiner Hand zeigte und halbleise nach dem ihrigen fragte. Wie traurig war sein ungläubiges Lächeln bei ihrem Bekenntnisse, daß sie jenes Kleinod leider längst verloren habe, und dann hat sie ihn so schlicht und herzlich, ihr nicht böse deshalb zu sein. Die ängstliche Spannung ihres Gesichtes löste sich langsam, sie wurde im harmlosen Geplauder so warm, wie es ihrem zurückhaltenden Wesen überhaupt möglich war, erhob auch keinen Widerspruch gegen das geschwisterliche „Du“, das Joy um der alten Erinnerungen willen hat beibehalten zu dürfen. Ja, sie vergaß sogar ein kurzes Weilchen ihre Umgebung vollständig; als jedoch Joy rasch nach einander vor drei oder vier vorbeikommenden sehr jugendlichen sous-lieutenants aufspringen und fernzugerade stehen mußte, da verstummte sie mitten im Satz, preßte erblaffend die Lippen zusammen und schaute mich hilflos an.

Ich glaubte, meine Schwester wie mich selbst zu kennen und in ihrer Seele zu lesen, als Joy ihr ungefragt von seinem Vater berichtete, abermals in herben, scharfen Cynismus verfallend.

„Soldat' intime Beziehungen lassen sich nicht ganz ignorieren, man mag's drehen und wenden wie man will,“ sagte er. „Man hat als Sohn seinen Liebeszoll abzutragen und muß sich kante de mieux mit der Gegenliebe in der Schellenkappe abfinden, nur daß die Schellen natürlich alle Gloire und Carriere zu Grab klingeln. Warum ist man auch so thöricht gewesen, sich als Sohn eines Schellentragers von Fach in diese schändliche Welt einzuschleichen?“

Und nach diesem Satz, der anstatt des beabsichtigten, leichten Wises unabsichtlich eine schwere Lieblosigkeit aussprach, entwarf er meiner Schwester eine starkgefärbte Schilderung des Cirque Dupretis, der auch in Metz und Straßburg Vorstellungen gegeben und lebhaften Beifall gefunden hatte.

„Ich habe während der ganzen acht Tage hinter verschlossenen Thüren und Läden zu Haus gesessen, meine Dienststunden abgerechnet,“ erzählte er. „Mindestens zwei Pfund Kerzen hat mich dieser maudit Cirque gekostet; denn solange

er in Straßburg war, scheute ich das Tageslicht. Mein Vater hat mich nur zweimal auffuchen können, einmal morgens in aller Frühe und einmal sehr spät nach seiner Vorstellung.“

„Und du?“ fragte Lotti.

Er zuckte die Achseln. „Er weiß, wie ich darüber denke. So lange er dies Metier betreibt, das ich hasse, muß er ohne mich fertig werden! Was kann ich anderes dazu thun?“

„Bei uns zu Lande ist es Sitte, daß die Kinder sich den Eltern fügen, mag es ihnen auch noch so schwer werden,“ entgegnete sie, und auf solche Weise stritten sie noch eine Zeit lang hin und her, während Monsieur Lemaire sich in stillem Behagen mit seinem dritten Eiskaffee beschäftigte.

Durch derartige Äußerungen, deren jede ein kluger Schachzug sein sollte, verlor Joy bei ihr, die er liebte, auch die Anwartschaft auf das Letzte, was er noch hätte erobern können. Lotti war trotz Schroffheit und Vorurteil, die ihren klaren Blick sehr oft trübten und beschränkten, keineswegs blind für die eisernen Träger des Familienlebens: Recht und Pflicht. Kein Glück, kein Halt ohne diese fest gegründeten Stützen! Elternliebe nannte sie das erste Recht des Kindes, Fügbarkeit seine erste Pflicht, denn die Eltern hatte Gott selbst zu seinen Stellvertretern auf Erden eingesetzt. Von dieser Überzeugung ausgehend, hätte sie dem Sohne um keinen Preis ihren eigenen Abscheu gegen seinen Vater und dessen Stand verraten, nicht etwa nur aus Furcht, ihn zu verlegen, nein, besonders, weil ihr selbst die Ehrerbietung vor Vater und Mutter angeboren und anerzogen war, weil sie Kindern einfach die Berechtigung absprach, das Wollen und Vollbringen der Eltern zu kritisieren. Ihr unbezwinglicher Widerwille gegen Jons Vater galt ihr als eine streng persönliche und sehr tadelnswerte Empfindung. Daß Joy dieselbe im Geheimen teilte, hätte sie vielleicht verstanden und vergeben, daß er sie öffentlich preisgab, verwundete ihr tiefstes Gefühl. Wenn auch ein mächtiger Unterschied zwischen Eltern und Eltern sich nicht hinwegleugnen ließ — der Verrath war immer der nämliche und verlangte Achtung, überall, wo sich nicht Gemeinheit oder Verbrechen mit ihm paarte.

Da erhob sie sich plötzlich und griff nach Schirm und Handschuh.

„Die Sonne wird lästig und ich möchte noch etwas von Straßburg sehen,“ sagte sie kurz, und ich hörte ihrer Stimme die innere Entrüstung an. Während ich den Kellner bezahlte und Monsieur Lemaire mir seine unmaßgeblichen Vorschläge für die weitere Verwendung unseres Nachmittags unterbreitete,

vernahm ich Jons halblaute Entschuldigungsworte zu meiner Schwester.

„Ich bitte dich, chérie, vergieb mir doch, wenn ich vorhin ungerichtet gesprochen habe. Nimm es als einen Scherz. Jetzt werde ich den Fehler redressieren und mich von meiner allerbesten Seite zeigen! Dein Zürnen kann ich nicht ertragen! Hast du mir verziehen, liebe Lotti? Weißt du, ich glaube, die Freude, dich so unerwartet wiederzusehen, hat mich von Sinnen gebracht!“

Lottis Erwiderung entging mir, aber es zerstreute meine Befürchtungen ein wenig, daß die beiden Verführten einträchtig und freundlich nebeneinander dahinschritten, Monsieur Lemaire und mir voraus.

Von Jons lebhaften Handbewegungen und seinem oftmaligen Stehenbleiben schloß ich mit Recht darauf, daß er sich's angelegen sein ließ, die böse Scharte auszuwegen und seine Begleiterin auf alle Sehenswürdigkeiten der alten Münsterstadt aufmerksam zu machen. Gottlob, jetzt lachten sie beide vergnügt, und als Lotti sich dann umwendete und mir zurief: ich sollte nicht ganz achtlos an den hübschen drohenden Steinmeßarbeiten der nächsten Eckhausfäçade vorübergehen, da trug ihr Gesicht keine Spur des ängstlichen Ausdrucks mehr. Auch der schöne Schnitt von Jons Zügen und der lebhaft glanz seiner nußbraunen Augen kamen mir jetzt wohlthuend zum Bewußtsein.

So gelangten wir in bester Stimmung zum Münster, bewunderten es von außen und innen, nahmen die Uhr in Augenschein und bestiegen den majestätischen Turm mit seiner herrlichen Rundsticht auf die ehrwürdige Stadt zu seinen Füßen und weit darüber hinaus auf die Bergzüge des Wasgais und den tannendunklen Schwarzwald und die fern verdämmende Zorafette über den rebenbestandenen Felsen des Kaiserstuhls. Der Odilienberg flammte in roter Abendglut und die wundervollen, reinen Himmelsfarben verhießen uns für morgen einen schönen Reisetag.

Als dann allgemach die Dämmerung fiel und erquickliche Kühle durch die Luft zu wehen begann, spazierten wir gemächlich durchs Fischerthor zu den Anlagen der Ruprechtsau. Düstig und regenerquiert von gestern her war es dort und viel weniger belebt als auf den Straßen und am Broglie. Außerdem spielte Militärmusik in den beiden Kaffeegärten vor dem nahen Judenthore und in Scharen strömte das Publikum dem Ohrenschmause zu. Dann und wann trug der Wind die fernen Klänge sanft herüber, und nach dem aufregenden Tage gaben wir uns voll und gern dem wohligen Abendfrieden hin.

Monsieur Lemaire hielt mich im Nachtrabe, und da er gegen keine Höflichkeitform verstieß und mir, als zuvorkommender Franzose, die heimatischen Honneurs zu machen bestrebt war, mußte ich mich ihm wohl oder übel ergeben. Ob Jony Brown ihn ins Vertrauen gezogen hatte? Oft genug habe ich mir nachträglich diese Frage vorgelegt und sie schließlich bejaht. Soviel ist sicher, während jenes unseligen Spazierganges ging er aus sich heraus wie die Schnecke aus dem Häuschchen. Er entwickelte rege botanische Interessen, blieb hier vor einer Wellingtonie stehen und stellte zwischen ihr und der rundgeschnittenen Thuja seitab Vergleiche an, dort fesselte ihn, im nebelhaften Dämmerchein, eine Blumengruppe auf der Rasenfläche gegenüber und nahebei betrachtet entpuppte sie sich als Phlox der allergewöhnlichsten Sorte. Als die Botanik erschöpft war, fing er an, mir von seinen weiblichen Bekanntschaften und einer très belle cousine in Nîmes zu erzählen und zog höchst uninteressante Parallelen zwischen ihr und den Straßburger Damen aus dem Modisten- und Confitürenviertel.

„Jony hat ihn sich nur als Vierten eingeladen, damit du beschäftigt bist, mein guter August, während er deiner Schwester die größten Thorheiten sagen kann!“ Dies Selbstbekenntnis trug nicht zur Verbesserung meiner Laune bei, denn im gesetzten Falle war ich entschieden der Betrogene in mehr als einer Hinsicht.

Die Promenaden waren menschenleer und nirgends eine Spur von Jony und Lotti. Wohin mochten sie sich gewendet haben?“

„Oh, par là, M'sieu, sans doute, M'sieu, versicherte mein lebender Schatten gleichmütig. Mais certainement les voilà!“ und er deutete eine gerade, dichtgewölbte Seitenallee hinunter, an deren entferntestem Ende meine kurzlichtigen Augen mit Hilfe des Kneifers nur mühsam zwei dunkle, verschwimmende Gestalten zu erkennen vermochten. Sie standen dicht neben einander, jetzt aber trennten sie sich und rasch ging ich darauf zu. Nun unterschied ich Lottis helles Strohhütchen mit dem zart grauen, unter dem Kinn gefnüpften Schleier, nun Jons leuchtendrotes Beinkleid und blanke Knöpfe, zuletzt die Gesichter der Näherkommenden, beide weiß und leblos, als sei ein grausamer Maifrost über ihre blühende Jugend hingegangen, und der Schreck bei dem Anblick lähmte meine Glieder.

Vielleicht, — hoffentlich täuschte ich mich dennoch. Guter Gott, laß es so sein! Sie schienen ja beide ruhig und gehalten, als sie sich zu uns gesellten und mit uns zum Ausgang der Anlagen zurückgingen. Ach, aber wie schlecht zu lügen vermag des Menschen Antlitz, wie erbärmlich spielen auch die Klügsten und Gewandtesten ihre Tragödie, wenn Stolz und Mitleid die Träger der unlöslichen Verwicklung sind und das Unglück die Stichworte giebt.

Es war dunkel geworden, nur die Laternen leuchteten uns. Jony nahm Lemaire's Arm, Lotti lehnte den meinen ab. Allein und frei, in aufrechter Haltung, schritt sie zwischen mir und Jony dahin, dessen schwächliche, große Gestalt wie ein geknicktes Rohr zusammengebrochen schien. Unter dem halbgeöffneten Lidern schaute sie unverwandt gerade aus, dann

und wann richtete sie eine kurze Frage an mich oder Monsieur Lemaire, der verstohlen und wiederholt hinter seinem Schnupftuche gähnte. Ihre Stimme klang tief und ausdruckslos, sie sprach wie aus schwerem Traume heraus und einmal strauchelte sie über ein geringfügiges Hindernis in unserem Wege. Hätte ich ihr nicht rasch die Hand hingestreckt, sie wäre sicher gefallen, und als sie sich einen Moment an mir festhielt, starrte sie mich, wilde Angst im Blicke, aus weit-offenen Augen an.

„Verschaffe mir einen Wagen, ich möchte ins Hotel fahren,“ flüsterte sie kaum hörbar; „aber du gehe noch mit Jony — ich beschwöre dich, laß ihn jetzt nicht allein! Thue doch, was ich sage!“ fügte sie heftig befehlend hinzu, als ich nicht sofort mit „Ja“ beistimmte, und ich gewahrte, daß sie zitterte wie Laub im Winde. Dann aber drückte sie abbittend meine Hand und der schmerzbebende Mund suchte ein Lächeln zu erzwingen. Vergebliches Mühen, nur ungesprochene Worte formten die Lippen, als wollten sie, von Herzensqual gedrängt, nochmals flehen: „Laß ihn jetzt nicht allein!“

Jony hatte seines Freundes Arm freigegeben und war hinter uns zurückgeblieben. Er stieß ein Steinchen des Weges mit der Fußspitze vor sich her und hatte sein Käppi weit aus der rotüberflogenen Stirn in den Nacken gerückt. Als Monsieur Lemaire ihm eine Cigarette anbot, nahm er sie, rauchte ein paar Züge und trug sie dann weiterglimmend und achtlos in der schlaf herabhängenden Hand, bis er sie mit einem halblauten: „foudre!“ forschleuderte, weil sie ihm durch den Handschuh die Finger verbrannt hatte. Am Estaminet Lalande, unweit des Thores, verabschiedete er seinen Freund plötzlich.

„Adieu Lemaire, auf ein andermal! Ich will dich nicht länger derangieren! — va t'en — va t'en!“

„Et voici un fiacre pour Madame. Quelle bonne fortune!“ rief der gefällige Lemaire schon im Abgehen, winkte die vereinzelte Droschke, mit müdem Gaulle davor, heran, Lotti stieg ein und ich gab dem Kutscher die Hoteladresse.

„Ich erwarte dich — o gehe nun mit ihm — bleib aus, so lange es nötig ist,“ bat sie, während ich ein Wagenfenster niederließ und den Schlag schloß.

Da schob sie mich hastig zurück und lehnte sich weit aus dem Wagen: „Jony! willst du mir denn kein Lebewohl sagen? Lebe wohl, Jony!“

Er aber regte sich nicht von der Stelle. „Adieu!“ erwiderte er mit heiserer Stimme und griff lässig grüßend ans Käppi. Darauf kehrte er sich ganz von uns ab und schritt langsam weiter, immer dicht an den Häusern hin.

Das Pferd zog an, der Wagen rollte davon, bog in die Schreiberstraße und verschwand. Ich eilte Jony nach, legte seine willenslose Hand in meinen Arm und wir gingen schweigend vorwärts in der Richtung zum Kleberplatz. Ich ließ mich von ihm führen.

XIV.

„Wohin wollen wir gehen? Möchtest du nicht lieber bald zu Hause sein?“ fragte ich ihn, nachdem wir mehrere Straßen und Gäßchen in peinlichem Verstummen durchgemessen hatten und an den Gewerbelauben angelangt waren.

„Zu Hause? was soll ich jetzt zu Hause thun? entgegnete er gleichgültigen Tones. Aber ganz wie du befehlst, peu m'importe, wo ich bin und wo du mir deinen Sermon hältst, denn zu diesem Zwecke bemüht du dich doch wohl mit mir in die entgegengesetzte Richtung deines Hotels. Ob es die Steine auf den Gassen, die Gäste in den Tavernen hören, was du mir zu sagen hast, mich kümmert und grämt jetzt nichts mehr im Leben.“

„Mein lieber Jony —“

„Jean Baptiste!“ verbesserte er scharf.

„Nun denn, Jean Baptiste, nimm Vernunft an!“ leitete ich meine Rede ein; er aber machte eine wegweisende Handbewegung und schnitt mir den Satz im Munde ab.

„Laß es doch gut sein, August. Wenn du denkst, daß mich die Last eines wohlgeflochtenen Korbes niederdrückt, so irrst du dich. Deiner Schwester ist es nicht eingefallen, mir einen Korb zu geben. Dazu ist sie viel zu sehr grande dame, viel zu rücksichtsvoll, der demütigenden Chance hat sie mich gar nicht ausgesetzt. Beruhige dich also! Echt weiblich, zartfühlend, wie? Freilich! Klugheit war auch mit im Spiele, das lernt sich in den höheren Töchterschulen! Was hältst du davon, wenn eine, um derentwillen du dich — meinetwegen vierteilen liebst, dir dein eigenes Porträt vor deine wachen Augen photographiert und dazu sagt: Betrachte dir diesen schwachen, pietätlosen Menschen einmal aufmerksam durch die Loupe — jeden andern könnt' ich lieben, nur den nicht — dann ist es, meinem Takte nach, deine Pflicht, sie der unangenehmen Arbeit des Korbsflechtens zu überheben. Verschwende kein weiteres Wort, es ist alles in bester Ordnung.“

„Du bist grenzenlos ungerecht und ziehst die Verhältnisse nicht in Erwägung,“ versuchte ich nochmals ihn zu unterbrechen, allein er brachte mich wieder zum Schweigen.

„Ungerecht? Keine Spur davon! Wenn du mir sagst, daß ich im Rausch gewesen bin, triffst du besser ins Ziel. Ja, beaufseth war ich und das miserable Gefühl, das nachher kommt, wirst du, denk ich, aus eigener Erfahrung kennen. Nichts besser dagegen als ein ca'è noir und ein Absynth. Hier ist die lanterne. Komm mit herein, wenn du Durst hast wie ich, andernfalls stehen da drüben Fiaker genug zu deiner Verfügung. Den Broglie und die Ville de Paris kennt jeder von ihnen.“

Die großen Phrasen waren ihm noch ebenso geläufig, wie damals, als er mir aus Untersekunda den ersten Brief nach Heidelberg schrieb. Heute jedoch vermochte ich der Phrasen nicht zu spotten, im Gegenteil, sie übten die Wirkung erschütternder Tragik auf mich aus.

Ohne meine Entscheidung abzuwarten, ohne sich auch nur nach mir umzuschauen, ging er mit großen Schritten in das „Café de la lanterne“ bezeichnete Lokal, durch Entree und Gastzimmer geradeswegs hinaus in einen schwülen, häuserumgebenen Hof. Dort standen vereinzelt gedeckte Tischchen zwischen blühenden Oleandern, Cypressen und Lorbeerbäumchen in grünen Kübeln, zwei niedrige Gasfandelaber und ein halb Duzend Windlichter, in rosa Glasstulpen brennend, erleuchteten den kleinen Raum, über dem sich der blaueschwarze, reichgestirnte Sommerhimmel wölbte. Auf einem der Hausgiebel stand mattes Silberlicht wie eine Glorie; sein Ursprung, der Mond, war noch nicht sichtbar.

Ich folgte Jony auf dem Fuße. Er saß schon am Tische im verstecktesten Winkel des Hofes und kehrte mir den Rücken. Wenn er es absichtlich that (und ich bin überzeugt davon), so habe ich's ihm an jenem Abende ebenso wenig als Beleidigung zugerechnet, wie man es dem waidwunden Wilde zurechnen würde, wenn es seinen Verfolgern ausbricht, um im Dickicht zu verenden.

Ruhig holte ich mir einen Stuhl heran, setzte mich ihm gegenüber und legte meine Hand auf seine, die zur Faust geballt war. Langsam entzog er sie mir und wendete sein Gesicht mit den bleichen, abgepannten Zügen zur Seite. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn, seine Augen blickten matt auf einen Punkt, die Nasenflügel blähten sich weit und die Mundwinkel zitterten konvulsivisch. Er rang nach Erleichterung, nach Thränen und fand sie nicht.

Als die niedliche junge Kellnerin kam, um nach unseren Befehlen zu fragen, bestellte er sich schwarzen Kaffee und einen Absynth; ich begnügte mich mit beliebigem moussierenden Wasser.

Die Kellnerin schien Jony zu kennen; sie bemerkte in mitleidigem Tone: „Mais vous avez l'air bien malade ce soir, Monsieur le sergent!“

Er gab eine kalt abweisende Antwort: „Qu'est-ce que cela vous fait?“ und sie lief schmollend davon.

Da sie die Freundlichkeiten mehrerer Gäste am nächsten Tischchen sich unwillig verbat, sagte ich mir, daß Sergeant Braun unzweifelhaft die Sympathien des schönen Geschlechtes besitze, feinenfalls aber der Mann sei, der innere Qual mit Leichtfertigkeit zu betäuben verstehe.

Gleich darauf entfernten sich die letzten Gäste, außer uns beiden. Unsere Kellnerin löschte alle überflüssigen Windlichter, räumte das Geschirr zusammen und zog sich damit in ihre Gaststube ans Büffet zurück. An den geschlossenen Gardinen der Nebenhäuser huschte noch hier und da ein Schatten hin und her, nach und nach verdunkelten sich die Fenster, und oben am Himmel tauchte die Scheibe des vollen Mondes aus der Silberglorie über dem alten Siebeldache empor. Vorwitzige Rückenschwärme umtanzten unser flackerndes Licht und durch die starbdunstenden Blütenbüschel des hohen Oleanders neben meinem Stuhle surrte ein schwerfälliger Nachtfalter. Endlich hatte er seinen Ruheplatz gefunden. Die Turmglocken sagten nach einander hell und tief die elfte Stunde an und dann war es totenstill um uns herum.

Es mußten doch, ehe wir schieden, einige aufklärende, womöglich veröhnende Worte zwischen uns gewechselt werden.

„Lieber Jony,“ begann ich von neuem, und diesmal verbesserte er meine Anrede nicht, sondern griff, ohne mich anzusehen, wieder nach meiner Hand, die er vorhin verschmält hatte, „lieber Jony, laß uns ruhig und rückhaltslos, wie es Männern und alten Freunden zukommt, über die traurige Angelegenheit Verständigung suchen. Glaube mir, daß ich's heute noch ebenso ehrlich mit dir meine wie früher in unserer Schulzeit, wenn ich die Jungen prügelte, die dir zu nahe traten.“ Er erwiderte nichts, sondern preßte nur meine Finger fest zusammen und drückte sein Gesicht in die freie Hand, den Ellbogen auf den Tisch stützend. „Zwinge dein Herz und deine verletzten Gefühle, für den Augenblick in den Hintergrund zu treten und nur der kühlen Vernunft das Wort zu gönnen,“ sprach ich weiter. „Sagtest du dir heute Nachmittag denn keinen Moment, daß es wirklich Wahnsinn ist, wenn du, auf längst vergangenes Kinderspiel pochend, einem Mädchen, das du nie erwachsen gekannt hast, Liebesanträge machst? Anträge, die bei deiner unsicheren Lebensstellung mehr denn aussichtslos sind, für Jahre hinaus? Ist dir, wenn du vor unserem Wiedersehen an Lotti dachtest, niemals eine Ahnung ihres Charakters gekommen? Hast du so ganz und gar vergessen, daß sie von klein auf das Prinzeßchen war?“

„Schweige! Schweige!“ rief er. „Heute früh mußte ich's noch allzu genau, und dann, als gegen drei Uhr Lemaire kam, der sich mir aufdrängt, als wäre er mein Gläubiger und mich um eine Promenade bat, da sah ich's für einen Schicksalswink an und dachte: il me vient bien apropos, ce bon pataud; nun sind wir zwei Paare und ich werde ein Wort unter vier Augen mit ihr haben können. Ich muß und muß wissen, wie sie gekommen ist nach all' den Jahren. Und so arrangierte ich es mit Lemaire. Mein Wort mit ihr unter vier Augen hab' ich gehabt, und wie sie denkt, das weiß ich auch!“

„Du bist ein unbegreiflicher Thor gewesen, Jony,“ entgegnete ich. „Konntest du nicht wenigstens warten mit deinen Geständnissen und dich, im Hinblick auf deine Wünsche, vor allen Dingen energisch zu einer anderen Stellung durcharbeiten? zum Offizier dienen? Ich weiß gewiß, daß euch Franzosen dieser Schritt leichter gemacht wird als uns Deutschen. Es ist mir sehr schmerzlich, dich mit deiner eigenen Waffe schlagen zu müssen, indem ich dir jetzt sage: Glaubst du, daß die Prinzeßinnenart, der alles Regelwidrige verlegend ist (so waren doch heute Morgen deine Worte) sich je zu einer brotlosen Liebe in der Hütte —“

„Nein, zu einer Liebe unter ihrem Stande herabläßt,“

unterbrach er mich und sah mich mit verzweifelndem Blick an. „Kein Gitter hindert Cupido! Unfönn! Blödsinn! Du hattest Recht, als du dein quod esset demonstrandum unter meinen kindischen Glaubensartikel schriebst. Mein Gitter ist zu eng und zu hoch für Cupido! Nicht die Hütte stört deine Schwester, sondern der Stand — da steht ihr Gitter! Mit einem bettelarmen Grafen teilte sie die Hütte sonder Murren, vielleicht auch mit einem armen Sergeanten, aber nicht mit dem Sohne des Clowns! Mit dünnen Worten hat sie das zwar nicht ausgesprochen, aber es giebt Dinge, die man ohne Worte versteht, man fühlt sie so positiv, wie ich's jetzt fühle, daß diese Tischplatte kalter Stein ist. Eines nur verstehe ich nicht, August: wenn sie mich nicht lieben kann, weil ich meines Vaters Sohn bin, weshalb verachtet sie mich denn so sehr dafür, daß ich mich schäme, meines Vaters Sohn zu sein?“

„Weil deine Scham hart gegen ihre christliche Moral verstößt,“ erwiderte ich. „Du betrachtest deine Sohnespflicht als ein hassenswertes Hindernis auf deinem Lebenswege; ich gebe zu, daß die eigentümlichen Verhältnisse diesen Haß in dir bis zu einem gewissen Grade entschuldigen und ich bin überzeugt, auch Lotti würde dir nicht Unrecht geben, wenn du sie direkt fragtest. Daß du aber der Pflicht als solcher alle Achtung verweigert, sie lieblos verpötte, wie du es heute gethan hast, das erträgt und verzeiht Lottis Rechtsgefühl nimmermehr.“

„Es ist nutzlos noch länger zu argumentieren,“ antwortete er. „Werft ihr glücklichen Menschen die Schuld auf wen ihr mögt, auf mich oder meinen Vater, mit euerem Urtheile löst ihr den Konflikt doch nicht! Der steckt so tief, daß es vergeblich wäre, ihm nachzugraben. Sieh, August, mein Vater illustriert das gute alte Sprichwort: Schuster bleib bei deinen Leisten! Wäre ich von klein auf, wie mir's zukommt, für den Mittelstand und seine harte Arbeit, seine genügsamen Feststellungen erzogen worden, wer weiß, ob es mir nicht tausend Spaß bereitet hätte, am Feierabende auf meinen sabots in den Cirkus zu laufen und am lautesten über meinen Vater zu lachen. Grobe Erziehung, grobe Gefühle! So aber bin ich in den Gewohnheiten und Freuden des ersten Standes groß geworden: un petit garçon, beau comme le jour — il est né prince! Goldene Locken, schöne Kleider, die beste Schule, die feinsten Spielgefährten, und der Vater? Ein Cirkusclown außer Dienst, der an seinen Festtagen gratis Rad schlägt und sich ins Tricot steckt, einem Gymnastischen-Publikum zu liebe, weil er kein anderes findet. Wenn du dich stark genug fühltest, August, um solche Gegensätze auf der leichten Achsel zu tragen, so hättest du mich's lehren sollen als guter Freund und doch — nur der Efel weiß wie's einem zu Mut ist in der Efelshaut! — Meine Gefühle sind bei der feinen Bildung auch fein geworden. Jetzt stößt der erste Stand mich aus und im zweiten und dritten verirre ich mich. Ich hänge zwischen Himmel und Erde —“

„So mache dem Hängen ein Ende, diene zum Offizier, wie ich dir schon einmal vorschlug. Das Philosophieren bringt dich nicht in den ersten Stand zurück und kann dir den zweiten und dritten nicht erträglicher machen,“ sagte ich.

„Dienen und streben und leben, es ist alles zwecklos geworden von heute ab,“ entgegnete er düster. „Laß mich, wo ich bin und wie ich bin, bemühe dich nicht weiter für mich, August. Und sieh mich nicht so an, als wolltest du mich bitten: Schieße dir um Lottis willen keine Kugel durch den Kopf! Dergleichen brauchst du nicht zu fürchten; mein Dasein ist mir den Schuß Pulver oder den Sprung in die Ill gar nicht wert. Ich bleibe leben, so lange ich soll, und will versuchen, ob ich mich wenigstens bei der christlichen Moral deiner Schwester rehabilitieren kann. Das Wie muß ich mir überlegen, wenn mein Hirn wieder klar ist.“

„Und nicht wahr, du vergißt es niemals, daß ich für alle Zeiten dein Freund bin?“ fragte ich tiefbewegt und bot ihm herzlich die Hand; er aber, anstatt sie zu nehmen, machte aufstehend mit seiner Rechten einen Strich quer über den Tisch hin, fast als schnitte er ein unsichtbares Tafeltuch zwischen uns entzwei.

„Da kommt Babet und meldet die Polizeistunde und ich muß heimgehen. Morgen ist früher Dienst,“ sagte er, ohne im geringsten auf mein Freundschaftsgelöbniß einzugehen. „Findest du dich allein in dein Hotel zurück?“

„Gewiß,“ entgegnete ich, im Innersten verlegt. Wir berichtigten die kleine Zeche und verließen das Café de la lanterne. Da wo sich unsere Wege trennten, verabschiedete sich Joy Brown mit kurzen Worten und wünschte mir glückliche Reise.

„Wir hören doch einmal von dir?“ bat ich noch, seine Hand festhaltend, aber er verneinte.

„Wozu unnützes Herzbrechen? Besser, daß ich allein zur Ruhe zu kommen suche. Ich bitte nicht einmal um ein Andenken bei euch. Begegnen wir uns im Leben zufällig wieder, dann wollen wir nicht fremd an einander vorübergehen. — Es ist spät — schlafe wohl, August, und gute Reise.“

Ich gestehe ehrlich, daß ich mir selbst recht klein vorkam gegen ihn, auf den ich bis jetzt vom Berggipfel souveräner Überhebung herabgesehen hatte, als auf einen energielosen Jungen, einen sentimentalischen Werther ohne Charakter. Wohl hatte er recht: der Konflikt steckte zu tief, um ihm nachzugeben zu können; die leichte Wasserlache meiner brav gemeinten Tröstungen und Ratschläge genügte nicht, um den tödlichen Behemoth dieses Menschenchicksals zu ertränken. Der Behemoth mußte mit Schwert und Speiß und Kriegsgeschrei in ein wildwogendes Meer getrieben und dort zu Fall gebracht werden.

Während ich die mond hellen, toten Straßen durchschritt, verloren in solch phantastischen Gedanken, wie sie das Schweigen der Nacht auch in den Nächsten manchmal erzeugt, fiel mir des Vaters Gleichnis von der Arena ein, in der, seiner Überzeugung nach, Joy am besten enden würde.

„Wenn wieder ein frischer, fröhlicher Krieg käme, wer weiß, ob er aus der Arena nicht doch siegreich und selbstvertrauend hervorginge? Er ist nicht so beschränkt und kraftlos wie unser Vater damals meinte. Und sonst — Soldatentod: schöner Tod!“

Da stand ich vor der „Ville de Paris“ und die Schelle des Portiers läutete, daß es scharf durch das schlummerstille Gebäude gelte.

Jeder Mensch ist manchmal ein unbewußter Prophet!

XV.

Ich hatte vorausgesetzt, Lotti noch wach zu finden, deshalb ging ich geradeswegs hinauf in ihr Zimmer. Die Thür war unverschlossen, blendend schien das Mondlicht zum offenen Fenster hinein, auf dem Tische flackerte und schwelte eine tief niedergebrannte Kerze.

Der Schlaf hatte Lotti wider Willen bewältigt. So schwere innere Erschütterungen haben nur selten vollständige Schlummerlosigkeit im Gefolge, nein, sie strecken den Menschen zu Boden wie ein gefälltes Wild und drücken ihm mit bleierner Faust die Augen zu. Aber hinter den geschlossenen Augen und in der ohnmächtigen Körperhülle kämpften und peinigten sie weiter, ein solcher Schlaf ist kein stärkendes Heilmittel.

Sie lag, halb entkleidet auf ihr Bett niedergeworfen, dessen bunte Überdecke nicht einmal entfernt worden war. Von ihrem Gesichte, das sie halb in ihr langes, welliges Haar vergraben hatte, konnte ich nur ein Stück der blaffen Wange und des halbgeöffneten Mundes sehen; denn einer ihrer entblößten Arme beschattete Stirn und Augen, der andere krampfte sich um die herabhängende Decke, als habe die Schlummernde sich mit raschem Griffe vor einem jähen Sturz in die Tiefe retten wollen.

So fest und schwer schlief sie, daß sie sich nicht regte, als ich den einen Fensterflügel öffnete und die Vorhänge zusammenstieß. Dann räumte ich die ordnungslos umhergestreuten Gegenstände vom Sofa fort und löschte das Licht.

Trotzdem kein Gewitter am Himmel stand, auch keinerlei Gefahr im Verzuge und ich todmüde war, konnte ich es nicht über mich gewinnen, meine Schwester während dieser Nacht allein zu lassen. Ich streckte mich, so gut es eben ging, auf das grüne Plüschsofa, der Bettwand gegenüber und versuchte Schlummer zu finden. Allein das aufgeregte Blut tickte mir in den Schläfen und tanzte mir als roter Funkenwirbel vor den geschlossenen Augen hin und her. Meine fiebernden Gedanken wanderten in einem Irrgarten und vermochten sich weder in den Ereignissen des vergangenen Tages noch in Zukunftsvermutungen klar zurecht zu finden. Und sobald all diese wirren, ungeheuerlichen Gedanken Miene machten, ins Nebelgebiet der Träume hinüber zu gleiten, schlugen die nahen und fernen Turmhöhren wieder eine neue Viertelstunde, oder Lotti warf sich stöhnend und seufzend auf ihrem unbequemen Lager hin und her. Einmal schraf ich heftig zusammen, denn sie begann zu weinen: abgerissene, unbewußte Klage töne, stoßweises Schluchzen dazwischen, sie konnte gar kein Ende damit finden. Ich suchte ihre Angst zu lösen und sie zu wecken, ich sah auch, daß die weiße Gestalt sich im Bett aufsetzte und mit der Hand um sich her tastete und suchte, aber ohne mir eine Antwort zu geben sank sie schwerfällig in ihre Kissen und ihre bangen Träume zurück.

So schritt die Nacht dem Morgen zu, der Mond ging unter und das kalte, melancholische Grau der ersten Tagesstunden begann den engen unbehaglichen Raum zu füllen. Endlich machte auch bei mir die Natur ihre Rechte geltend, mit gebieterischer Stärke nach der letzten völlig ruhelosen Nacht, und ich fiel, des mangelhaften Lagers ungeachtet, in einen festen und erquickenden Schlaf.

Lange währte derselbe nicht. Lottis erschreckter Ruf: „August! August!“ weckte mich jählings, der Morgen schaute hell und golden herein und ein kühler Wind bewegte die Gardinen.

Sie beugte sich, selbst kaum erst wach, über mich — das Vorgefallene lag noch weit hinter ihr im Traumlande.

„Wie kommst du hierher zu mir? Was ist dir zugestoßen? August, lieber August, sprich doch!“

Ich richtete mich ganz verstört empor und mußte mich erst mühsam aus meiner Schlafrunkenheit sammeln, um sie beruhigen und ihr erklären zu können: „Ich kam um deinetwillen, ich wollte dich nicht allein lassen nach gestern. — Wir beide gehören doch zusammen, nicht wahr, meine arme gute Lotti?“

„Um meinetwillen!“ Der ganze Gram flüchtete aus dem fernem Traumlande in die nahe Wirklichkeit zurück zu ihr. Sie setzte sich neben mich, umfaßte mich mit ihren Armen und dankte mir unter Thränen für all' meine Sorge und Liebe.

Es war ein trauriger Tagesanfang, aber wir waren doch sehr glücklich, daß wir einander besaßen und verstanden! Was wir über den gestrigen Abend sprachen, will ich nicht wiederholen. Joy hatte nichts verschwiegen, meine Phantasie nichts übertrieben; es war alles genau so, wie er es mir in der „Lanterne“ auseinandergesetzt und ich selbst mir diese Auseinandersetzungen an der Hand meiner eigenen Beobachtungen und Vermutungen vervollständigend hatte. Meine Schwester konnte weder über den Vater des Sohnes, noch über die Lieblosigkeit des Sohnes zum Vater hinweggelangen.

Hilflos stand ihr sonst so kluges Ich diesen beiden Faktoren gegenüber, die ihr Herz an der Erfüllung seines beglückenden Lebenszweckes hinderten.

„Ihm angehören kann ich nicht — niemals — meine Verhältnisse halten mich an sich gebannt,“ sagte sie weinend; „wenn es ihm eine Gemüthung sein würde zu wissen, daß ich mein Lebenlang allein bleibe, so sage ihm das. Ich will ihm gern einen Eid darauf schwören! August, ich habe ihn lieb, mehr wohl, als ich mir selbst eingestehen darf, aber mit der Liebe allein wird man nicht fertig im Leben! Zuviel, zuviel steht ihm und mir im Wege, was die Liebe zu Tode martern müßte! Sieh, wir haben uns wohl beide Idealgestalten von einander geschaffen und in der Wirklichkeit sind sie zerronnen, es giebt keine Ideale auf Erden. O wie grausam, wie unerbittlich hat mir's der eine Tag gestern klar gemacht!“ Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte zum Ersticken und dann klagte sie sich in den härtesten Worten an, daß sie ein kleinliches feiges Geschöpf sei, kleinlich, weil sie den häßlichen Anhang nicht von der Person des Geliebten abzutreiben vermöge, feige, weil sie nach Straßburg begehrt habe, um ihre eigne Herzenslast leichter zu machen auf Kosten des Mannes, dessen Neigung sie geahnt und doch nicht für sich beansprucht habe. Sie nannte sich eine falsche Kokette, sie, die verkörperte Mädchenhaftigkeit und Keuschheit! Gerecht und ungerecht war sie in einem Atemzuge, und als sie sich endlich vom Sofa erhob, verweint, vernichtet, fröstelnd in der Morgenkühle, die durchs offene Fenster zu uns herein strich, da flehte sie in einem echt weiblichen Gemisch von unbezwinglichem Mitleid und unbewußter Selbstsucht: „O laß mich ihn noch einmal sehen dürfen, ehe wir abreisen, August! nur noch einmal frei zu ihm sprechen. Ohne ein ausgleichendes, versöhnendes Wort zwischen ihm und mir ist ja mein Leben für alle Zukunft unglücklich und vorwurfsbeladen! Erbarme dich, August, rufe ihn hierher, oder laß mich zu ihm gehen!“

Allein diesen unerfüllbaren Bitten trat ich mit aller männlichen Energie meiner fünfundzwanzig Jahre entgegen.

„Du darfst und sollst keinen Schritt wagen, der dich vor dir selbst und vor ihm erniedrigen würde!“ Dabei beharrte ich. „Er sagt sich's weit kälter als du, daß ihr getrennt seid für immer, und das Warum erkennt er mit voller Klarheit. Wirfst du dich ihm in den Weg, den er jetzt entschlossen ist ohne dich zu gehen, so gewärtig und verdienst du, daß er dich mit dem Fuße bei Seite stößt! Er ist nicht der, für den wir ihn nahmen, kein weicher, formloser Thon in deinen Händen. Bitte du Gott für ihn, daß er verwindet wie du verwinden mußt. Begnüge dich mit der Hoffnung, daß ihr vielleicht später, wenn euch der Zufall nach Jahren ein Wiedersehen da oder dort gönnen sollte, ohne Groll das gute Wort wechselt, das du heute mit genau demselben Erfolge den Winden geben könntest wie Joy Brown.“

Sie unterdrückte ihre Thränen und erhob sich vom Sofa, dann strich sie sich das Haar aus den Schläfen zurück, wand es zusammen und begann es aufzumesteln. Und als käme sie jetzt erst aus ihrer langen Betäubung ins Bewußtsein zurück, erglühete sie plötzlich vor Scham über den Zustand, in dem ich sie erblickt und in meinen Armen gehalten hatte. Hastig bat sie mich, von ihr zu gehen; eine Stunde später wollte sie zum Frühstück bereit sein.

Raum aber hatte ich mich zehn Minuten lang nebenan eingeregelt, so pochte schon wieder das Zimmernädchen und schob mir, als ich entrüstet meine Thür einen Fingerbreit öffnete, durch den Spalt ein Bleistiftzetteltchen in die Hand: „avec les compliments de Madame, Monsieur!“

„Lieber August,“ schrieb Lotti, „ich wage es doch noch, dich um eins zu bitten, für das ich dir ewig dankbar sein würde. Könntest du nicht irgendwie erfahren, ob J. heute seinen Dienst thut? — ob er gesund ist? — Bergieb mir mein Daälken!“

„Armes Ding!“ Ich schüttelte den Kopf und murrte profanisch und egoistisch über alles, was mir dies unglückselige Straßburg aufbürdete. Dennoch sah ich ein, daß die Erfüllung jenes schwesterlichen Wunsches auch mir Beruhigung gewähren würde. Deshalb beilte ich mich mit meiner Toilette, rief Lotti durchs Schlüsselloch zu, daß ich die erbetene Erkundigung einziehen wolle und ließ mir vom Portier einen Wagen heranzufahren. Der Kutscher wußte Bescheid und brachte mich auf lauter Richtwegen durch Gassen und Gäßchen rasch zum Ziele.

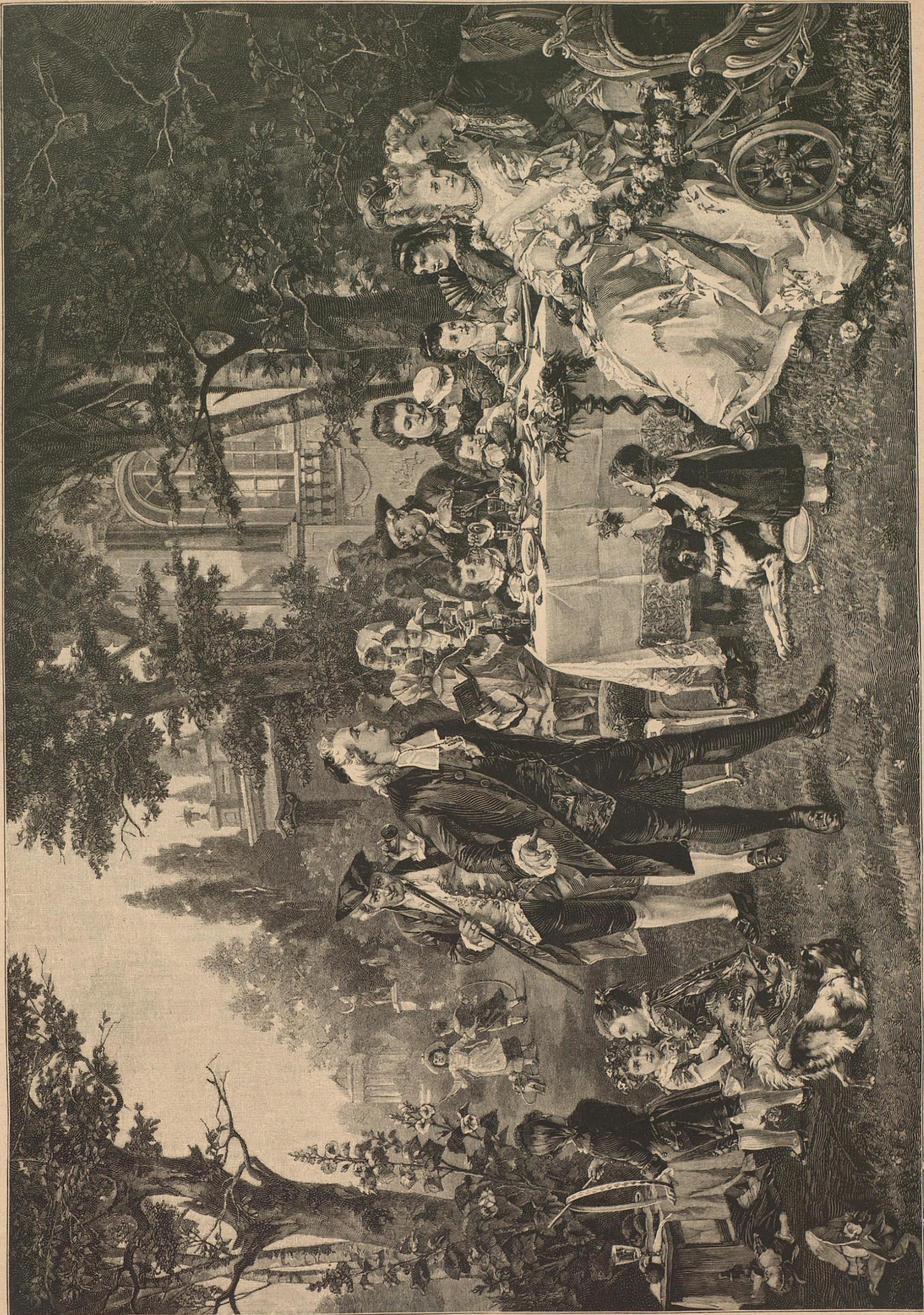
Im Kasernenhofe herrschte reges Leben, das Exercieren war im besten Gange. Ich blieb völlig unbemerkt auf meinem Platze an der Seite des Eingangspfortchens mitten unter einem kleinen Zuschauertrupp: Straßenjugend, Schulkinder, Diensthofen und allerhand müßiges Volk, das sich daran ergözte, wie Sergeant Braun seine Rothosen drilte.

„Sain' vierge, Jeanne! Comme il est beau!“ sagte eine stämmige Magd, den Marktkorb am Arm, zu ihrer Kameradin, deren schnippisches Gesichtchen unter der mächtigen schwarzen Kopfschleife beinahe verschwand.

„Oui-dà! fort beau! de mieux en mieux!“ lachte die Kameradin und schaute und kicherte dann genau so verliebt wie die andere.

Ja, da stand Joy Brown im jungen Sonnenschein, straff aufgerichtet und rief schnarrend und durchdringend sein: „Alignement!“ — „tête fixe!“ — „au pas!“ — „repos!“ So scharf und wach blickte er aus seinen hellbraunen Augen, daß ich viel darum gegeben hätte, auf ihn zugehen und ihm sagen zu dürfen: „Glück auf, Joy! Du schlägst dich doch durch; für dich braucht die Flugbahn nach dem Monde hinauf nicht mehr eröffnet zu werden!“

Allein, ihm das zu sagen, war jetzt und auf diesem Platze nicht mehr möglich und er bemerkte mich überdies nicht.



Matienfest-Preldigt. Von Hopier.

Alle die umherstehenden Offiziere überragte er an Schönheit und vornehmer Anstand, wie er die Front abschritt und dann, salutierend, einem der Vorgesetzten seine Meldung machte. Ich bemerkte mit Freuden, daß der Kapitän dem Sergeanten ein sehr wohlwollendes Gesicht zeigte und daß um des Sergeanten Mund, den kein Schnurrbart verdeckte, sein eigentümliches Lächeln spielte, dem, von Kindheit auf, ein gut Teil Wehmut beigemischt gewesen war. Und dennoch: es lag etwas Studiertes in seiner martialischen Haltung, etwas Unnatürliches, Geschraubtes in jenem frostig-melancholischen Lächeln. Joy hatte sein Publikum hier im Kasernenhofe und verstand es zu nehmen und zu interessieren, wie sein Vater, der Clown, sein Publikum dort im Circus. Die viel angefochtene Vererbungstheorie schloß doch große Wahrheiten in ihren Sätzen ein.

Meine Uhr zeigte bereits halb acht, es war hohe Zeit zur Rückkehr ins Hotel. Eilig drängte ich mich durch die Schar der Gaffer zu meinem Wagen hin und als ich in der Ville de Paris landete, trug der Kellner gerade unser Frühstück hinauf.

Lotti empfing mich in wohlgeordnetem Zimmer und sorgfältigster Toilette. Nur noch die bläulichen Schatten unter ihren Augen redeten von den heftigen, kaum überstandenen Kämpfen, und als ich ihre Hand in die meinige nahm, merkte ich an Puls und Wärme, daß die leichte Wangenröte Fieber bedeutete.

„Du fühlst dich krank, Kind?“ fragte ich besorgt. „Leugne es, bitte, nicht ab, sondern sei offen. Falls du dich hier lieber noch einen Tag ruhig verhalten möchtest, so ist eine Depesche im Moment aufgesetzt und abgeschickt und kann mit Leichtigkeit derart abgefaßt werden, daß sie Vater nicht sorglich macht.“

„Nein, fort von hier, in Luzern werde ich mich von euch pflegen lassen. Da ist unsere Rechnung, wenn du bezahlen willst.“ Sie reichte mir das Blatt mit den französischen Hieroglyphen, hielt den Atem an und sah mir in die Augen: so voll Furcht, so voll Hoffnung, daß es mir in die Seele drang.

Ich zog sie an mich und streichelte ihr heißes Gesicht. „Liebe Lotti, du kannst dich vollständig beruhigen um feineren wegen. Er that seinen Dienst, genau und gelassen wie ein tüchtiger Mann und guter Soldat. Wirf es nun von dir, suche zu vergessen und an die wunderschöne Reise zu denken, die wir vor uns haben. Das ist mein treuemgeintem Rat.“

„Den danke ich dir auch von ganzem Herzen,“ sagte sie und schmiegte ihre Wange gegen meine Schulter. „Du bist mein Trost und mein bester Freund, du liebe alte Brudersseele. Ja, ich will mich ernstlich bemühen, zu vergessen; Gott gebe, daß etwas Kühnenswertes daraus wird! Nun sprich nicht mehr davon! Und,“ fügte sie nach kurzem Sinnen hinzu, „laß es uns Vater nicht mitteilen und ihn unnützlich betrüben. Sieh, ändern kann er nichts mehr daran und er wird wohl wenig dagegen einzuwenden haben und keine Gründe dafür fordern, daß seine einzige Tochter ihr Leben lang bei ihm daheim bleibt!“

„So ist's recht und tapfer!“ lobte ich, aber sie wies alles Lob von der Hand.

„Du irrst dich, lieber Bruder! Tapfer bin ich nicht; ich gehorche nur dem bittren ‚Muß‘, weil das hundert- und tausendmal stärker ist, als mein armer Wille,“ erwiderte sie traurig. „Habe Nachsicht mit mir, ich will ja alles lernen, was du von mir forderst und will mich fügen und begnügen — nur — gib mir Zeit!“

Wir setzten uns schweigend zu unserm hastigen Frühstück vor der Weiterreise nach Luzern. Lotti aß und trank wie ich, aber es geschah ganz mechanisch, als habe sie augenblicklich nicht die leiseste Ahnung davon, wie und warum sie etwas genieße.

„Es ist mir überhaupt alles gleichgültig,“ meinte sie, als ich eine ermutigende Bemerkung hinwarf, „ich weiß nicht einmal, ob ich lieber leben oder sterben möchte!“

Dies war für volle drei Jahre der Zukunft das letzte Wort, was wir in der Straßburger Angelegenheit wechselten. Noch weit ängstlicher als früher zog Lotti sich mit ihrem Denken und Fühlen in sich selbst zurück. Die Menschennaturen sind eben unendlich verschieden beanlagt und bei schmerzlichen Anlässen pflegt solche Verschiedenheit am schroffsten hervorzutreten. Der eine streckt haltlos seine leeren Hände aus und umklammert ohne Wahl morische Balken und grüne Äste; nur eine Stütze, nur Mitgefühl um jeden Preis! Er greift nach den Sternen am Himmel und ins niedrige Moos des Erdrreichs, er verwüftet des Nachbarn blühende Flur, weil das unverstandene Geschick ihm seine Flur verwüftet hat. Der andere aber schließt seine leere Hand fest und heimlich zusammen und läßt sie auf dem eigenen verschwiegenen Herzen ruhen, das alles tief empfindet und nichts verrät. Die Welt mißversteht in der Regel diese „anderen“ und schilt sie kalt und uninteressant; der jedoch, der sie kennt, bedauert sie dreifach und bewundert sie zehnfach! So war meine Schwester geartet und sie trug ihr stilles Märtyrertum jahrelang ohne Zucken und Aufbegehren, wie jene indischen Fanatiker des Schmerzes, mit denen ich sie einst in unserer glücklichen Kinderzeit verglichen hatte.

XVI.

Der Rest unserer Reise verlief ohne störende Zwischenfälle. Der Vater, frisch und sonnenverbraunt dreinschauend, empfing uns schon in Luzern und war so hingenommen von seinen italienischen Erlebnissen, Studien, Projekten und interessanten Bekanntschaften, vor allem von der Freude des Wiedersehens mit uns Kindern, daß ihm in Lottis Wesen und Erscheinung nichts Besonderes auffiel.

„Sie wird immer hübscher und immer gefesteter, unser Prinzchen,“ weiter äußerte er mir gegenüber nichts.

Nach Joy Brown und ob wir ihn in Straßburg aufgesucht, fragte er freilich schon während des ersten Abends, begnügte sich aber mit meiner kurzgefaßten Schilderung seines Aussehens und Gehabens. Lotti umging ihren Anteil an Bericht und Urteil sehr geschickt. Sie suchte in jenen köstlichen Tagen am Bierwaldstädter See, wo sie nur konnte, den einsamen Naturgenuss; ich hütete mich sie zu stören, und der Vater fand an der table d'hôte unerwartet ein paar Kunstkollegen und Reisegenossen von Rom bis Colico wieder. Auf die Weise waren wir drei nach unseren verschiedenen Liebhabereien versorgt; denn ich gehörte von jeher ein wenig zum Geschlechte der Wasserratten und befreundete mich mit den Bootsleuten in Brunnen und Flüelen und drüben im idyllischen Beckenried und der gemütlichen Treib.

In den ersten Septembertagen hatten wir unser behagliches Daheim wieder erreicht und das Leben kehrte allgemach in sein gewohntes Gleis zurück. Der Epheu, der das Bild unserer Mutter oben in des Vaters Sanktum umzog, war üppig gediehen und gewachsen; Lottis Hand hatte, vor Wochen schon, den verblühenden Flor von den lieben Zügen entfernt und dem Vater wars recht so.

„Nun sollst du wieder unter uns sein, Charly!“ sagte er und stand lange Zeit allein vor dem freundlichen Bilde. Verschmerzen konnte er seinen Verlust nicht, das Verlorene ersetzen wollte er niemals, aber sich selbst hatte er in Rom wiedergefunden und die Arbeit ward seine treue Gefährtin. Sein Atelier zeigte sich von neuem geöffnet und heiter ausgeschmückt, der weiche Thon lagerte nicht mehr als formloser Klumpen im kühlen Winkel, sondern fügte sich wie einst zu lieblichen und barocken Gebilden unter des Meisters Hand.

Lottis Leben gestaltete sich ganz anders, wie wir es vorausgesetzt und gewünscht hatten, angeht ihr anmutigen äußeren Erscheinung, wie geschaffen um Herzen zu gewinnen und Blicke auf sich zu ziehen. Wir meinten, ihr kluges Wesen müsse sie voll berechtigen, einen gleichgesinnten oder verehrenden Kreis um sich zu scharen, und nichts von alledem ereignete sich.

Sie lebte ausschließlich fürs Haus und den Vater und seine Liebhabereien, zu denen sie mehr und mehr Hinneigung entwickelte. Die vergessenen Freunde und Schützlinge aus unserer Probsteier Vorstadt wurden wieder aufgesucht und unterstützt und mit Arbeit versehen. Hier fand sie dem Vater ein prächtiges Modell auf, dort holte sie schriftlich meinen Rat für einen Leidenden ein und griff thatkräftig zu, wo Hilfe not that. Aus der böhmischen Kriegszeit her waren ihr der richtige Blick und das praktische Verständnis für ihre Pfleglinge geblieben. Von der Vereinstigerin und berufsmäßigen Grifeldis mit der Hand voll Traktätschen und der übertriebenen Demut im Wesen hatte sie freilich nicht das Geringste an sich und schwor auch das Wohlgefallen an hübschen Toiletten und zierlichem Schuhwerk keineswegs ab. Sie liebte es aber, frei zu bleiben in der Wahl ihrer Thaten und ihre Mittel nach persönlicher Prüfung zu verwenden, ohne Aufdringlichkeit von der einen und der anderen Seite. Diesen Weg verfolgte sie unbeirrt und stiftete Segen damit.

Außerlich betrachtet, alterte sie früh; schon in den Jahren üppiger Blüte zogen sich vereinzelte weiße Fäden durch ihr schönes braunes Haar. Jedoch der unberührte Hauch, der auf ihrem Wesen ruhte wie der Thau auf der Frühlingsflur, erhielt ihre Anmut noch lange über die Anmutjahre hinaus, und wer jener Freundlichkeit von ihr teilhaftig ward, die ihrem Munde so reizend stand, der war immer aufs neue entzückt von ihr.

Eigentliche Geselligkeit pflegte der Vater nicht mehr seit dem Tode der Mutter. Lotti empfand diese Thatfache als keinen Mangel. Nicht daß sie sich geistlich abschloß, aber sie stand dem Treiben auf hochgehenden Bogen, der Jagd nach dem Glücke mit dem Herzen fern, wiewohl sie keinen unerfüllbaren Phantasmen lebte und nicht unter der Knechtschaft vorreiliger Gelübde seufzte. — Ob jemals die Begründung eines eigenen Heims an sie herantrat? Ob Joy Browns verschmähte Liebe die erste und einzige blieb, die ihr zu Füßen gelegen? Ich habe es bis zur Stunde nicht erfahren und beweise, ehrlich gesagt, daß meine Schwester mir etwas zu beichten hätte, auch wenn sie's wollte!

Ich selbst war noch kein sephastischer Arzt mit gedeihlicher Praxis geworden, sondern sammelte auf Reisen und in hervorragenden Kliniken meine praktischen Erfahrungen, um die nötige solide Basis für meine erhoffte demnächstige Weltberühmtheit zu gewinnen. Nebenbei frönte ich allerhand ererbten Kunstliebhabereien, legte meine Ersparnisse in Kupferstichen und Gypsabgüssen nach der Antike an und geriet über einen handgroßen Dürer oder einen nasen- und lippenlosen Endymion in weit höhere Ertaße, als über das Florentiner Streichquartett und die angebetete Operndiva.

„Das geht vorüber wie 's Eintagsfieber!“ pflegte mein Berliner Chefarzt kühl-ironisch zu bemerken, denn zu Berlin hatte ich seit fünf Monaten mein Standquartier wieder aufgeschlagen, in der Klinik des strengsten aller Geheimräte, als der verhängnisvolle Sommer des Jahres Siebzig kam.

Mitte Juli zog man mich als Assistenzarzt zur mobilen Truppe meines alten Garderegiments ein, für den sieben- und zwanzigsten desselben Monats hatte unser ehrwürdiger Kriegs- und Landesherr einen allgemeinen Vettag angeordnet. Gemeinsam erhoben die Scharen der Hinausziehenden und Zurückbleibenden ihre flehenden Gedanken empor zum gewaltigen Lenker der Schlachten, zum allmächtigen Stifter des Friedens. Am dreißigsten rückten wir aus.

Keiner dachte daran, daß es anders kommen könne, wie

es wirklich kam: Sieg auf Sieg! Die Fahrt durchs Hessenland und die badischen Gauen, der Marsch durch die blühende, fröhliche Pfalz — ein Triumphzug war's, dem Furcht und Zweifel fern blieben. Überall hochlodernde Begeisterung, überall werthätige Liebe.

In Landstuhl standen die Freunde wartend bereit, und wie hegen und pflegten sie mich bis zum nächsten Morgen. Sie schoben mir beim Abschied, in der Frühe des siebenten August, ein Packet in die Hand, dessen Umfang ebenso bedenklich war wie sein Inhalt verlockend. Frau Margreth, meine Studentenliebe, hatte sogar ihr „Büchchen“ mitgebracht, damit es „alle die brave Leut“ in sein kleines deutsches Herz zu schließen lerne.

„Und wo ist das ‚Hermännchen‘, Frau Margreth?“

„'s Hermännchen? Lang' fort, da drübe!“ und sie wies nach der Richtung des Elafs hinaus. „Der hat sich was vorg'nomme mit dene Franzose!“

Am Tage zuvor war er bei Wörth geblieben. —

Von Weissenburg und Wörth, von Saarbrücken und Sigheren jauchzten uns die Siegeskünden entgegen, während wir auf Metz marschierten. Wann kam denn die Reihe an uns?

„Sie lassen uns ja rein nichts mehr übrig!“ sagte ein baumlanger Grenadier, den ich eines verbotenen eiskalten Trunkes halber in die Kur nehmen mußte. Nur Geduld, „sie“ ließen uns noch genug übrig!

Dann erfuhren wir, daß unsere Truppen Straßburg, die wunderschöne Stadt, in eiserne Bande geschlagen hatten, und infolge dieser Nachricht zerbrach ich mir während mehrerer Marschtunden vergeblich den Kopf darüber, ob und wo jetzt wohl Joy Brown seinem Feinde gegenüberstehe. Es war mir ein weher, häßlicher Gedanke, daß auch ich unter die Feinde meines einstigen guten Kameraden gehörte. Das mächtige Allgemeingefühl reißt nur gar zu leicht die persönlichen Empfindungen mit in seinen Strudel, aber nicht bei jedem gehen diese Empfindungen gänzlich im Strudel unter, und das ist ein Glück für viele. Zufällig war mir's, vor längerer Zeit schon, durch Nachbar Wegener zu Ohren gekommen, daß Joy Brown von Straßburg fort und in eine kleinere Garnison veretzt worden sei, zu einem der Linieninfanterie-Regimenter des sechsten Corps, sogar mit Beförderung zum Souslieutenant. Mister Brown, der mit dem alten Nachbarn noch eine Rechnung auszugleichen gehabt, hatte es geschrieben; er war damals gerade auf Besuch bei seinem Sohne gewesen. —

Endlich kam die Reihe auch an uns! Am achtzehnten August in feierlicher Morgenfrühe wußten wir, daß ein schwerer, entscheidender Tag für uns angebrochen war. In duftiger, thaublühender Schönheit breitete sich das Moselgelände rings um uns aus; all die Hunderte scharten sich zum Feldgottesdienste zusammen. „Wachet auf, ruft uns die Stimme!“ stieg's zum wolkenlosen Himmel empor, und wer beten konnte und an die Macht Gottes glaubte, der faltete die Hände fest und ließ Mut und Ergebung in das, was ihm bestimmt sein mochte, groß und stark in sich werden. —

Nun mit Gott! — Mein Rüstzeug war in bester Ordnung; wir Ärzte bereiteten uns auf schwere, blutige Arbeit. Vorwärts ging's! Durch glühenden Sonnenbrand, durch wirbelnden Staub über das Schlachtfeld von Mars-la-Tour, das erste wirkliche Totenfeld, das der französische Krieg unserem Regimente vor Augen führte. Hier erblaßte wohl jählings ein junges Gesicht in den Reihen, dort wollte sich eine rasche Hand über hinweggewendete Augen decken, aber die Scham vor dem kaltblütigen Nebenmann verbot die aufsteigende Schwäche. Vorwärts! vorwärts! Nur eine kurze Raß bei den zusammengefügten Gewehren, einen Schluck Wasser für den brennenden Durst; aber bevor die erfahnte Labe kam, hieß es: „Weiter!“ — Horch! Dumper Kanonendonner von Verneville herüber, immer vorwärts! Welch' eine sengende Blut, welch' qualvolles Dürsten, welche Mattigkeit! Die Marschlieder verstummten, nichts vernahm man als den scharfen, gleichmäßigen Tritt der Leute, die Rufe ihrer Führer, dann und wann ein Signal und das Stampfen und Schnaufen der Pferde vor der Front.

Da! die ersten weißen Wölkchen, dicht zusammengeballt, über die Höhenzüge emporgeworfen, wie Källe von der Hand eines Riesenkindes, ihrer mehr und mehr, stiegen auf. Dann ein Pfeifen und Knattern in den Lüften. Die Schüler beim Waffentanz duckten sich erschrocken, die Meister, die ihre Lehrzeit in Böhmen schon beendet, lachten sie aus und hielten wacker Stand.

Das war unsere Feuertaufe! — „Was? — Blut? — Wunden? — Laßt fließen und brennen! Wer noch zwei ganze Füße hat, der marschiere! Vorwärts! vorwärts! Hurrah für den Krieg und Hurrah für den Sieg!“

Ein heißer, ein furchtbarer Tag! Der Tod hielt grausige Ernte in jener goldenen, segensvollen Erntezeit. Diese grünenden Wälder, diese stattlichen Weiler und Gehöfte zwischen Wiesen und Aekern, an klarem Gewässer und sonniger Berglehne, — über sie alle tobte die Kriegszurie hinweg. Zu Niesenhöhe wuchs unsere Arbeit an, und was brachte erst der morgende Tag? Endlich, endlich sank die Sonne — St. Privat la Montagne, die mauerumschlossene Warte auf der Höhe, war unser geworden. In regelloser Flucht eilten die Besiegten dem Walde von Saumont zu; das Gewehrfeuer verstummte allgemach, nur französische Artillerie schleuderte erbittert und unermüdet ihre Granaten bis zur Dunkelheit in das bezwungene Dorf, und himmelan loderte da und dort der Brand.

(Schluß folgt.)

Maifest-Predigt.

A la Rococo.

Ein Maifest im Grün, im jungen Sonnenschein; Die Tafel reich gedeckt, im Glas ein edler Wein. Und alles bunt geziert mit Florens holden Spenden, Und offen jedes Herz der Luft an allen Enden — Wie zeigt dies Bild sich recht aus jenem Mond geboren, Den neu uns zugeführt der Zirkeltanz der Horen! Was ist der Wonnemond? Der Festtag der Natur, Mit Festgewändern schmückt sich anmutreich die Flur; Zartgrün und buntgestickt liegt's auf dem grauen Land, Es hüllt sich Baum und Strauch in liches Prunkgewand; Der Himmel saphirklar, wie blankgeputzt die Sonne, Die weiche Luft ein Hauch verklärter Festtagswonne. O Luft wie duft'ger Wein, wer dich im Atmen tauscht, Fühlt sich wie neu belebt, füllt sich wie süß berauscht! Die Herden tummeln sich, es tönt der Freude Drang Aus Himmel, Feld und Wald als heller Lustgejang: Das wiegt und schwingt sich rings, es spielt der Müden Tanz, Und Kinderjubel lacht, auf blondem Haupt den Kranz. Das Alter fühlt sich jung, die Jugend überjüngt, So überroll das Herz — wie Rosendüfte dringt. Sein Sehnen in die Welt, in diesen Wonnentagen An einer andern Brust in hohem Glück zu schlagen. Ha, nicht umsonst gewahrt der Liebesgott die Heden Und Büsche dicht belaubt: geschickt, sich zu verstecken! Bedrückt mich's manchmal schier doch auf des Lenzes Spur, Als wär' er Amor selbst, verschmimt maskiert nur, Der heuchlerisch der Welt den Freudenbecher reiche, Damit er unvermerkt den holden Rausch beschleiche! Was thut's? Genießt den Lenz, lebt das verjüngte Leben, Der Mutter, der Natur, aufs neu zurückgegeben! Wie dem Antos einst, des Atlas Widerpart, Im harten Kampfe stets die Kraft erneuert ward, So oft sein Fuß aus neu' der Erde hat berührt — Duillt solcher Kraftquell noch, wie jedermann verspürt. Dem Himmel gleich, läßt hell den Blick ins Leben schweifen, Mit frohem Kindersinn den Fuß durch Blüten streifen; Wie Rosen läßt uns blühen, wie Lerchen läßt uns singen, Lacht zärtlicher als sonst des Herzens Saiten schwingen — Gefällig eingefügt dem bunten Frühlingsrahmen Ein Teil vom Frühling selbst, beglückend glücklich — Amen! Victor Blüthgen.

Unsere Kleinen.

Plandereien für die Großen von Helene Stöckl.

I. Allerlei Illusionen.

Motto: Mehr gilt ein Wahn, der uns beglückt, Als eine Wahrheit, die uns niederbrückt.

Kaum liegt das neugeborene Kind in der Wiege, so fangen die Eltern an, es mit dem lustigen Gewebe ihrer Träume und Hoffnungen einzuspinnen und auf dem schwanken Grunde seines Daseins die kühnsten Luftschlöffer aufzubauen.

Was sie bisher an Wünschen und Plänen für ihr eigenes Leben hegten, das wird nun auf das Kind übertragen oder doch so modifiziert, daß es mit den Wünschen und Plänen für das Kind zu einem harmonischen Ganzen verschmilzt.

Unser ganz in den Genuß seines Milchfläschchens vertieftes Söhnchen auf dem Schoße, die Augen anscheinend auf sein winziges Gesichtchen geheftet, in Wirklichkeit aber weit darüber hinaus in die Zukunft schauend, so sitzen wir da und denken uns aus, wie sich das Leben unseres Kindes wohl gestalten werde.

Wir sehen es auf unserem Schoße wachsen und gedeihen, an unserer Hand die ersten ungeschickten Gehversuche machen. Wir hören, wie es seine ersten Laute stammelt und bald, sicherer werdend, Wort an Wort und Satz zu Satz fügt. Wir gehen mit ihm in die Schule, freuen uns mit ihm über jedes Lob und lächeln ihm Verzeihung für seine kindlichen Fehler zu. Wir begleiten es in die Welt hinaus, sehen es einen Beruf wählen, Reichthum und Ansehen gewinnen. Wir helfen es die Wahl treffen unter den Töchtern des Landes und rüsten das Haus, die junge Gattin darin zu empfangen. Wir tragen ihm sein erstes Kind entgegen und warten und pflegen es, bis es erwachsen, an die Gründung des eigenen Herdes denkt.

Schon bereiten wir uns, das Kind von unseres Sohnes Kind an unser Herz zu drücken, da schreit plötzlich — nicht das Urknallen, an das wir eben noch voll Nahrung dachten —, sondern das eigene spannenlange Söhnchen, dem wir in der Zerstreung die Milchflasche statt in den Mund in das Ohr steckten.

„Nun, nun, nichts für ungut, es war ja nicht böse gemeint!“

Sollte sich aber später nicht alles so fügen, wie wir es träumten, was hat das zu sagen! Das Glück, das die Illusion uns gab, kann uns Niemand mehr nehmen.

Wer bei dem Großziehen von Kindern das Glück nicht zum großen Theile in der Illusion suchen, sondern nur das greifbare, reale Glück als voll hinnehmen will, der dürfte oft zu kurz bei dieser Rechnung kommen.

Wie in dem zierlichen, aus Decken und Bindeln zusammengeknüpften Bündelchen, das unser Kind in den ersten Lebenswochen repräsentiert, nur ein ganz kleiner Kern von wirklichem Fleisch und Blut steckt, so ist auch das Glück der Zukunft von so viel Schleiern und Hüllen umwoben, daß wir froh sein müssen, am Ende einen ganz kleinen, bescheidenen Kern wahrhaftigen Glückes darunter verborgen zu finden.

Übrigens geht die Enttäuschung zu langsam und stückweise vor sich, um uns besonders schmerzlich zu berühren. Fällt eine Hoffnung ab, so tritt eine andere sogleich an ihre Stelle. Eine Zeit, in der das Elternherz jeder Hoffnung für das Kind entsagte, giebt es überhaupt nicht.

Wie das Spinnlein an einem einzigen Faden, so hält sich das Elternherz oft an einer einzigen Hoffnung, und will der Faden dieser Hoffnung im Diesseits nicht mehr haften, so spinnt ihn das Elternherz getrost in das Jenseits hinüber und erweist sich stark genug, um Glauben und Liebe hinüberzutragen.

Wie „Hans im Glück“ sein Gold für ein Pferd, das Pferd für eine Kuh, die Kuh für ein Schwein u. s. w. hergab und

bei jedem Tausche gewonnen zu haben meinte, so sind auch wir allezeit bemüht, eine gute Miene dazu zu machen, wenn wir ein geträumtes größeres Glück für ein viel kleineres hergeben müssen.

Sehen wir ein, daß wir uns täuschten, als wir in den ersten Kriheleien unseres Kindes das Talent eines Rubens oder Raphaels zu entdecken meinten, je nun, ein gut bürgerlicher Beruf ist im Grunde immer einer unsichern Künstlerlaufbahn vorzuziehen.

Vergißt unser Töchterchen, daß wir es nach seinem energischen Schreien in den ersten Lebensstunden für eine geborene Patti hielten, später ganz dieser Erwartung zu entsprechen, — ei, ein Mädchen gehört in das Haus und die Familie und nicht auf die Bühne!

Wird aus der blauäugigen und schwarzhaarigen Schönheit zu der sich das Kind in den ersten Wochen zu entwickeln schien, ein ganz gewöhnliches Kind mit braunen Haaren und braunen Augen, nehmen Nase und Mund eine andere, weit weniger ideale Form an, als wir erwarteten; was macht es aus! Am Ende ist unser Kind, so wie es ist, am hübschesten.

Wir lächeln der früheren Illusion und wenden uns wohlgenut einer neuen zu.

Wenn aber unser Glück an den Kindern zum großen Theile in der Illusion besteht, so ist das Glück der Kinder selbst in noch viel höherem Maße darauf begründet. „Die Illusion“, sagt ein dänischer Denker, „ist die Mitgift, womit die Natur das Weib ausgestattet hat,“ und sicher läßt sich dieser Ausspruch mit noch viel größerem Rechte auf das Kind anwenden.

Kein König kann in seinem Lande mit absoluterer Machtvollkommenheit herrschen, als das Kind in dem Reiche, das die Illusion ihm schafft.

Es will, — und der Stock wird zum Pferd oder zum Esel, zum Ruder oder zum Mast, zum Schwert oder zur Lanze, zum Kirchturm oder zum Schlagbaum. Es will, — und der Sessel wird zur Equipage, der Schemel zum Kutschbock, ein Paar alte Filzschuhe zum mutigen Gespann davor, es selbst zum Kaiser, der stolz mit dem prächtigen Gefährte durch sein Reich kutschiert.

Der kleinste äußerliche Anhalt genügt, der Illusion des Kindes Nahrung zu geben.

Wie Mündchauen vermag es an einer Bohnenranke zum Mond hinaufzuklettern und sich an seinen Strumpfbändern, die es oben abschneidet und unten wieder anknüpft, von ihm herunterzulassen.

Einen langen Grassalm als Jügel um seine rosige kleine „große“ Zehe geschlungen, sitzt das Bübchen im Sande des Gartens und fährt unter lautem Hü und Hott direkt nach Amerika. Eine hinter das Ohr gesteckte Feder macht es zum Kaufmann, ein Schnurrbart von Kohle zum Räuberhauptmann, ein Stäbchen in der Hand zum gestrengen Herrn Lehrer.

Soziale Unmöglichkeiten kennt es nicht. Es heiratet mit gleicher Bereitwilligkeit die Mama, das Schwesterchen oder die Großmutter, es ist abwechselnd (gelegentlich wohl auch gleichzeitig) sein eigener Vater, Sohn oder Schwiegervater. Unbekümmert um die Gesetze dynastischer Erbfolge, macht es sich zum Kaiser oder König. Beim Soldatenspielen fängt es am liebsten beim Feldmarschall an, ist mit gleichem Stolge General oder Korporal, Braut oder Bräutigam, Pferd oder Kutscher, Gensdarm oder Dieb, Jäger oder Hase, Kondukteur oder Lokomotive.

Die Schwierigkeiten eines Unternehmens schrecken es nicht ab. Einen krummen Nagel und ein paar Hobelspanne vor sich, sitzt der kleine Junge eifrig da und macht — einen Schreibtisch für den Papa, während das Mädchen daneben mit emsiger Geberde aus einem fingerlangen Stüchchen Zeug ein Kleid für die Mama zuschneidet und gleich darauf beide sich vereinigen, um aus einer alten Pomadenbüchse eine höchst kunstvolle Vogelfalle herzustellen, die den einzigen Fehler hat, daß der Vogel sich selbst den Deckel aufmachen mußte, um sich hineinzusetzen.

Was Geldmangel ist, weiß das Kind nicht. Jedes Steinchen wird ihm zum Thaler, jede Glascherbe zum Diamanten, und Millionen und Billionen giebt es mit einer Leichtigkeit aus, daß es eine wahre Lust ist.

Kühn greift es mit seiner Phantasie dem langsamen Schritt der Zeit vor.

„Wo wollt ihr denn hin?“ ruft die Mutter den Kindern zu, die mitten im Winter in den verschneiten Garten laufen. „Wir wollen nur nach unsern Obstbäumen sehen!“

„Nach euren Obstbäumen?“

„Ja, weißt du denn nicht mehr, daß wir vor vierzehn Tagen zwei Dattelferne in den Garten gesteckt haben!“

Und auch wenn sie die gehofften Dattelfrüchte im Garten nicht finden sollten, in ihrer Freude auf die demnächst zu erntenden Datteln werden sie sich dadurch wenig stören lassen.

Für das Kind ist die Natur noch nicht entgöttert. Jede Blüte, jeder Baum ist ein belebtes Wesen in seinen Augen. Es ist vogelsprachendüchtig gleich dem König Salomo, und in jedem Tiere sieht es einen gleichberechtigten guten Kameraden.

„Die Kisten auf unserem Hofe, Die tapezierten wir aus, Und wohnen drin beisammen Und machen ein vornehmes Haus.“

Des Nachbarn alte Kasse Kam öfters zum Besuch, Wir machten ihr Wüßling und Knize Und Komplimente genug.“

„Was werden die Hunde zu meinem neuen Kleide sagen?“ fragt das kleine Mädchen mit demselben Ernst, mit dem es den Storch bittet, ihm ein Brüderchen zu bringen, oder der brütenden Henne das gutherzige Anerbieten macht, sich statt ihrer ein Weibchen zum Brüten auf die Eier zu setzen.

Jede Naturerscheinung personifiziert sich für das Kind. Es sieht den Winter als Eismann kommen, begrüßt die fallenden Schneeflocken als Federn, die Frau Holle aus ihrem Bett aufschüttelt und sieht in jeder Sternschnuppe ein goldenbeschwingtes Engellein zur Erde herniederfahren.

Leicht ist es, diese holde Welt zu zerstören, aber nur ein kaltes, liebeleeres Herz wird sich entschließen, dies vorzeitig zu thun.

Das Kind selbst fühlt instinktiv, daß ihm mit der Zerstörung seiner Zauberwelt etwas verloren geht, das ihm nie wieder ersetzt werden kann, und sucht sie zu verteidigen, so lange es kann.

Wir ziehen unsern ältesten Knaben, den wir zu alt für

den Glauben an den „Nikolaus“ halten, und dessen scharfe Fragen nach diesem braven Heiligen uns anfangen, lästig zu werden, an unsere Seite nieder und suchen ihm begreiflich zu machen, daß der Nikolaus nur symbolisch als Bote des Christkindchens aufzufassen ist, dem er die Herzen bereiten soll. „Das ist alles recht, Mama,“ unterbricht der Knabe uns im schönsten Vortrage, „aber der Nikolaus war ja doch im vorigen Jahre bei uns!“

„Ja, Kind, aber hast du denn nicht bemerkt, daß das der Burtsche von unserm Leutnant war?“

„Der Burtsche vom Leutnant war's!“ Überrascht sitzt der Knabe ein Weilchen da, dann ruft er plötzlich, die Arme um uns schlingend: „Diesmal aber, Mama, nicht wahr, diesmal läßt du den wirklichen Nikolaus kommen!“

Wir haben das Herz nicht, noch einen Versuch zu machen, die freundliche Illusion unseres Kindes zu gestören, und lassen den guten Heiligen in Gottes Namen bis auf weiteres auf seinem Piedestale.

Weil für jedes Kind die Zeit kommt, in der es, meist nach vorangegangenen lebhaften Zweifeln und Bedenken, den Glauben an das persönliche Auftreten des Christkindchens verliert, sollen wir deshalb diese holde Verkörperung göttlicher und menschlicher Liebe ganz aus dem Leben unseres Kindes verbannen?

Gewiß nicht! Unsere Zeit ist nicht dazu angethan, ein Kind allzulange im Reiche der Einbildung zu lassen. Nur in ganz vereinzelt Fällen wird die Pflicht an die Eltern herantreten, einem Kinde gegenüber, bei dem die Phantasie zu sehr die Oberhand gewinnt, diese auf ihr richtiges Maß zurückzuführen.

Läßt man dem Kinde seine Illusionen, so lange bis der reisende Verstand denselben von selbst entwächst, so fallen sie ohne fremdes Dazuthun ab wie die dünnen Deckblättchen von dem Keime, den sie nicht länger zu schützen brauchen.

Das zarte Dämmerlicht der Phantasie ist für das Kinderherz weit geeigneter als das grelle Licht frühzeitiger Erkenntnis, und können und wollen wir nicht verhindern, daß es allmählich hell für das Kind werde, so muß es die langsam durch Frühnebel aufsteigende Morgenjonne, nicht aber die plötzlich hervortretende Mittagssonne oder gar grelles, künstliches Licht sein, das die Dunkelheit verdrängt.

Die „gemeine Deutlichkeit der Dinge“ verträgt nur ein Auge, das einem starken und unerschütterlichen Geiste dient, und einem Herzen, das dem Glücke und der Wahrheit willen zu entagen vermag. Wer von uns Erwachsenen vermöchte es in einer Welt der reinen Wahrheit zu leben!

Wenn aber wir selber nicht den Mut in uns fühlen, auf die freundliche Illusion, welche die nackte, traurige Wirklichkeit so anmutig zu umkleiden weiß, zu verzichten, so sollten wir dies noch viel weniger dem Kinde zumuten, sondern sorglich darauf bedacht sein, die Zeit möglichst zu verlängern, in der die Illusion ihm die Welt ringsum zum Paradiese, und es selber zum glücklichen Herrscher dieses Paradieses macht.

Anna Ottendorfer.

In einer Zeit, wie die unsrige, wo der deutsche Unternehmungsgeist seine Schwingen kräftiger denn je regt und weit über die gewohnten Grenzen hinaus, zu fernsten Zonen, den Flug wagt, erscheint es nicht uninteressant, daran zu erinnern, in welchem Sinne deutsche Kraft und deutsche Intelligenz schon längst jenseits des Ozeans dem Namen unseres Volkes Ansehen verschafft haben, erscheint es Pflicht, daran zu mahnen, wie an den Bestrebungen deutscher Männer, ihren Idealismus innerhalb des Reichs von „König Dollar“ siegreich zur Geltung zu bringen, auch deutsche Frauen wirksam teilgenommen und sich und ihrem Volke durch hohen Sinn, reinen Charakter, unermüdeten Fleiß und edelste Menschenliebe ein Ehrendenkmal neben dem anderen gesetzt haben!

Heute mag, unter Hinzufügung ihres Porträts, an eine kürzlich Dahingegangene erinnert werden, bei deren Bestattung unser berühmter Landsmann in Amerika, Karl Schurz, voll Nüchternung ausrief, daß das amerikanische Volk sie stets unter seine größten Wohltäter, die Deutschen sie immer unter die edelsten Repräsentantinnen ihrer Nation rechnen werden. Mittellos aus Deutschland einwandernd erwarb sie sich in Amerika bald durch Fleiß und Charakterfestigkeit eine gesicherte Stellung und heiratete den Besitzer einer Zeitung, die unter ihrer intelligenten Mitarbeit einen glänzenden Aufschwung nahm und sich endlich zu leitender Stellung erhob: die New-Yorker Staatszeitung. In dieser Position übte sie einen außerordentlichen Einfluß aus, wurde die Hilfe aller Bedrängten, der Beistand aller Notleidenden, spendete die täglich zuströmenden, immer wachsenden Einnahmen mit gabenfrohen Händen und schuf oft, ohne daß jemand die Geberin kannte, nach und nach eine Reihe der segensreichsten Stiftungen zu Linderung von Not und Armut, zur Förderung des Werkes der Erziehung, zur Pflege des Alters und der Erwerbslosigkeit. Ungeheure Summen stießen so durch ihre Hände für Werke der Menschenliebe; sie selbst lebte schlicht und anspruchslos dahin, still begnügt mit dem schönen Gefühl erfüllter Christenpflicht, und ihre Arbeit ruhte keinen Tag. Ein Jahr vor ihrem Tode brachte ihr eine ungeahnte und unerbhoffte Freude: die deutsche Kaiserin, der ihre Verdienste nicht unbekannt geblieben waren, spendete ihr in Worten hoher Anerkennung eine goldene Medaille.



Zur Zeit ins Grab gefolgt der schönsten Ruhm einer deutschen Frau, selbstlose Menschenliebe durch das ganze Leben hindurch gepflegt zu haben, und dieser Ruhm bleibt ihr gesichert im Andenken ihres Wer-

fes, in den Barmherzigkeitswerken, die ihr Grab auf dem Greenwood-Kirchhof überdauern werden, in den dankbaren Zeugern derer, denen sie eine „Nothhelferin“ war, ist und bleibt für alle Folgezeit.

Das Waschen der Spitzen.

Bei der Spitzenwäscherei kommt es hauptsächlich darauf an, die Form der Spitzen genau zu erhalten und das zarte Gewebe derselben zu schonen. Milder feine, besonders breite Spitzen werden zunächst in eine Auflösung von kristallisierter Soda 40° R. warm über Nacht eingelegt. Die Stärke der Sodaulösung soll dabei 1—2° B. betragen. Hier geht der größte Teil des Staubes und Schmutzes aus den Spitzen heraus. Am anderen Morgen werden dieselben vorsichtig in lauwarmen Seifenlösung gewaschen. Die angewendete Seife muß vollkommen neutral sein; zu empfehlen ist hier die sogenannte Centrifugalseife. Ist diese nicht zu beschaffen, so verwende man Pariser Seife; dann ist auch jede Kolosnupfelseife zu benutzen; nur muß dieselbe neutral sein, d. h. kein freies Alkali enthalten.

Um das Gewebe möglichst zu schonen, verfährt man bei längeren Spitzenenden so, daß man dieselben wie Garne zu einer Strähne von mäßiger Weifenlänge häpelt. Die Strähne wird lose unterbunden und bei der Wäsche wie eine Garnsträhne behandelt. Für kleinere Partien Spitzen, wie sie bei der Hauswäsche vorkommen, bedient man sich auch der Porzellanzylinder. Dies sind Zylinder, in Form und Größe den gewöhnlichen Gaseylindern ähnlich, aus glasiertem Porzellan, siebartig mit Löchern versehen. Auf diese Zylinder wird die Spitze aufgewickelt, das Ende mit einer Stecknadel festgesteckt, besser mit einem Faden festgeheftet und nun die Spitze mit einer weichen Bürste oder mit einem Pinsel mit Seife gewaschen. Zweckmäßig ist es natürlich, den Zylinder mit den Spitzen vorher in Sodaulösung einzulegen, damit Staub und Schmutz Zeit haben, sich aufzulösen. Dadurch wird die Spitze in der Wäsche weniger angegriffen. Ist die Spitze klar gewaschen, so wird sie in lauwarmem Wasser gespült, in kaltem Wasser nachgespült und kommt nun zur Appretur.

Loose Enden Spitzen werden durch Aufreihen auf feinen Bindfäden oder Zusammenheften der Enden zu größeren Stücken vereinigt und dann gewaschen. Sind die Spitzenenden zu klein, so kann man sie in einen Gazebeutel einschlagen und in diesem der Wäsche unterziehen.

Bei der Appretur kommt es zunächst darauf an, ob die Spitze eine gewisse Steifheit haben oder ob sie weich bleiben sollen und in der Weichheit ein besonderer Vorzug gesucht wird. Im ersteren Falle paßiert man die Spitze durch ganz schwachen Stärkekleister. Gute weiche Spitze wird mit kaltem Wasser in einer Porzellan-Reibschale zu einer ganz dünnen Milch angerührt und diese unter stetem Rühren in so viel wallend kochendes Wasser gegossen, daß der entstehende Kleister die nötige Konsistenz hat. Der Kleister wird dann nochmals unter Umrühren aufgekocht. Die Spitze wird durch diese Masse hindurchgenommen, und zwar wird die Spitze zu diesem Zweck aufgerollt und durch das mit dem Kleister gefüllte Gefäß hindurchgezogen; der Überschuss an Kleister wird vorsichtig abgedrückt.

Hier sind nun zwei Fälle zu berücksichtigen. Soll die Spitze klar weiß aussehen, so wird der Kleister etwas angeblaut. Dies geschieht am besten mit Ultramarin. Dieses muß indessen rötlich (rotlich) sein; grünlisches (grünlichgelbes) Ultramarin ist nicht zu verwenden, es giebt ein schmutziges Weiß. Zum Blauen wird das Ultramarin mit etwas Soda und Glycerin zu einem gleichmäßigen blauen Teige angerührt. Dieser wird mit Wasser vermischt und von der tüchtig ausgerührten Flüssigkeit so viel in die Stärke eingerührt, daß diese gerade bläulich erscheint. Die gestärkte Spitze zeigt dann ein hübsches Weiß.

Neuerdings ist aber ein gelblicher Ton bei Spitzen beliebt. Diesen erhält man, indem man etwas gelbes Katchu (Terra japonica) in Wasser auflöst, den Absud durch Leinwand filtriert und von der gelblichbraunen Flüssigkeit der Stärke so viel zusetzt, daß sie die gewünschte Erdmefarbe erhält.

Soll die Spitze weich bleiben, was heute sehr modern ist, so paßiert man sie entweder durch Wasser mit der oben erwähnten Ultramarinanreicherung oder durch Wasser, welchem man von der Gatchuflösung etwas zusetzt. Je nachdem man den einen oder anderen Weg einschlug, erhält man rein weiße oder gelbliche Spitzen.

Zuweilen soll die Spitze auch zusammenfallen, sozusagen „lappig“ sein. Dies erreicht man einfach, indem man dem Wasser, durch welches die Spitze hindurchgezogen wird, etwas Glycerin zusetzt.

Die Spitze muß nun getrocknet resp. appretiert werden. Soll die Spitze hart sein, so wird sie vorsichtig geplättet. Soll sie indessen weich bleiben und ihre ursprüngliche Form völlig behalten, was man in der Kunstsprache „auf neu gewaschen“ nennt, so muß sie anders behandelt werden.

Man breitet die Spitze vorsichtig auf einem großen Kissen aus und zwar so, daß die Form der Spitze sich auf dem Kissen völlig markiert. Damit alle Ausläufer des Gewebes gehörig ausgebreitet werden, bedient man sich weicher Bürsten; bei feinen Spitzen nimmt man auch wohl Pinsel mit weichen Borsten. Das Ausbreiten der Spitze ist mühsam und muß von besonderen Arbeiterinnen sorgfältig ausgeführt werden.

Ist die Spitze gehörig ausgebreitet, so wird sie aufgenadelt. In jede Wäsche der Spitze wird eine Stecknadel gesteckt, so daß schließlich das ganze Gewebe bis in die feinsten Details hinein durch Stecknadeln aufgespannt ist. Ist die ganze Spitze in dieser Weise aufgenadelt, so wird das Kissen in einen warmen Raum gebracht und die Spitze getrocknet. Selbstverständlich muß sie nun die Form behalten, welche ihr mit den Nadeln gegeben wurde. Nach dem Trocknen werden die Nadeln herausgenommen. Die Spitze wird nun abgenommen, sauber gelegt und verpackt.

Größere Appreturanstalten haben ein besonders eingerichtetes Kissen, welches, nachdem es auf einer Seite mit Spitzen bedeckt ist, umgedreht wird. Unter dem Kissen befindet sich eine Wärmvorrichtung, welche die Spitzen trocknet, während auf der oberen Seite des Kissens neue Spitzen aufgesteckt werden.

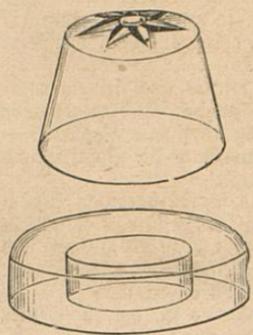
Darf die Arbeit weniger subtil sein, so können die Spitzen auch feucht auf die eine Appreturtrommel geklebt werden und auf dieser trocknen.

Ob die Spitzen aus Baumwolle, Leinen oder Seide bestehen, macht bei der Behandlung keinen Unterschied; nur werden die leinenen und seidenen natürlich ihres höheren Preises halber mit größerer Vorsicht behandelt.

Abgesehen kann man Spitzen auch chemisch waschen. Sie werden zu diesem Zweck in Beuteln aus breitmäsigiger Gaze in die Benzintrommel geworfen, ausgeschwungen, aufgerollt und nach Bedürfnis nachgewaschen, geblaut oder gegilbt. Alles dies läßt sich auch in der Benzinwäsche ausführen.

Wirtschaftsplaudereien.

Gläserne Geleeformen, Aspitränder u. s. w. für den Küchengebrauch. Die Herstellung gläserner Küchengerätschaften, ursprünglich eine amerikanische Erfindung, hat sich auch in unseren deutschen Haushaltungen rasch einen Platz erobert, was aus gesundheitlichen und Gründen der Sauberkeit in der Küche willkommen zu heißen ist. Geleeformen, der obigen Größe entsprechend, haben einen Durchmesser von ca. 15 Cent. (Preis 3 Mark), Aspitränder einen Durchmesser von ca. 19 Cent. (Preis 4 Mark), Pastetenbecher einen Durchmesser von ca. 6 Cent. (Preis 0,50 Mark). Auch eine Teigröle von Glas (Preis 2,50 Mark) ist besonders empfehlenswert; dieselbe ist an beiden Seiten offen und wird, wenn in heißer Jahreszeit Blätter- oder Wärbteig ausgerollt werden soll, mit kaltem Wasser oder Eistüchchen gefüllt. Es bedarf alsdann nicht



besonders kühler Räume zur Herstellung solcher Teigarten, sondern das Ausrollen kann, wie bei anderen Speisen, in der Küche erfolgen. Reibefellen für Püree (Preis 1,50 Mark), Butterstecher (Preis 2 Mark) u. s. w. werden gleichfalls aus Glas hergestellt. — Die sämtlichen hier bezeichneten Gegenstände sind in der hauswirtschaftlichen Abteilung des E. C. Ohn'schen Magazins in Berlin SW., Leipzigerstr. 88, vorrätig.

Beschreibung des kolorierten Stahlbildes vom 1. Mai.

Fig. 1. Promenadenkleid. Der Rock ist 230 Cent. weit aus Satin hergestellt, am unteren Rande mit einer 10 Cent. breiten, in Falten gereihten Frisur aus blauem Sammet begrenzt und außerdem 70 Cent. hoch mit einem rot-artigen Teil aus blau- und rot-gestreiftem Stoff überdeckt; die in der Weise der Abbildung in Falten geordnete Tunika ist teils aus gestreiftem, teils aus einfarbigem Stoff gefertigt und dem Rock aufgenäht. (Siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 1.) Die Vorderseite der Taille aus einfarbigem Stoff hat man in Falten geordnet, mit einem Westenteil von gestreiftem Stoff verbunden und mit Passepoil von Sammet begrenzt. Aus gleichem Sammet sind der Stehragen, die mit gestreiftem Stoff verbundene Armeletrevers, sowie der Halbgürtel hergestellt und mit Vorle von Goldkanille überdeckt. Hut aus blauem Brüsseler Strohgewebe mit rotem Sammet, Brokatstoff und einer Taube garniert.



Fig. 2. Promenadenkleid. Der 215 Cent. weite Rock aus Satin ist am unteren Rande mit einer 12 Cent. breiten, in Tollsalfalten geordneten Frisur von Panama-Bifon garniert und oberhalb derselben auf der Vorder-, sowie auf den Seitenbahnen mit einem 92 Cent. hohen, in der Weise der Abbildung in Falten geordneten Volant ausgestattet; derselbe setzt sich auf den hinteren Rockbahnen 45 Cent. hoch in schmale doppelte Tollsalfalten geordnet, fort. Die faltig arrangierte Tunika und die Taille sind aus Panama-Bifon hergestellt; letztere wird hinten der Taille aufgehakt. Letztere hat man vorn und hinten in Falten geordnet und mit einer tragenartigen Basse verbunden, welche an der linken Seite übertritt und darselbst aufgehakt wird. Ein schneckenartiger Gürtel vervollständigt die zum Schließen mit Hut und Dien bereicherte Taille. Den Volant, die Basse, die Armeletrevers und den Gürtel ziert eine Verzierungen von Flachsteine in verschiedenen Breiten, welche mit Satin unterlegt wird. Schleifen aus Atlasband bedecken die oberen Faltenlagen des hinteren Tunikatails (siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 2). Hut aus Manillagewebe mit Blumen und Band ausgestattet. Schirm aus satin merveilleux mit Lamaspitze verziert.

Kleine Bauberscherze.

(Nachdruck verboten.)

Nr. 2. Die Kunst, Würfel-Resultate zu erraten (hierzu Fig. 1—3). Man präge den Anwesenden folgende 3 Manipulationen ein: Würfel mit 2 Würfeln und zähle die geworfenen Punkte (Fig. 1), wende einen der Würfel in der Hand (Fig. 2) um und zähle die auf der Rückseite stehende Zahl hinzu; wühle sodann mit demselben Würfel nochmals (Fig. 3) und addiere auch die Zahlen dieses Wurfes hinzu. Beispielsweise ergibt sich also nach unseren Zeichnungen (Fig. 1—3) folgendes Zahlenresultat: 5 + 6 (Fig. 1) + 1 (Fig. 2) + 3 (Fig. 3) = 15.

Man lasse nach dieser Anweisung würfeln und das Resultat von den Anwesenden im Gedächtnis behalten (man kann auch das Zimmer während des Würfelns verlassen, um die Illusion zu erhöhen). Alsdann trete man heran und errate aus den nach Manipulation Fig. 3 sichtbar da-



Fig. 1.

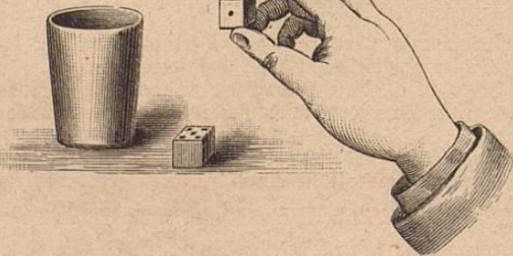
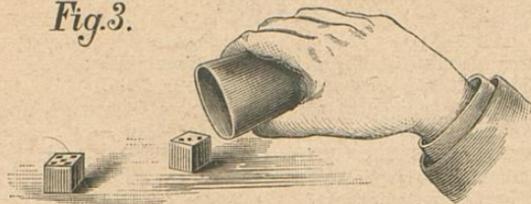


Fig. 2.

liegenden Punkten (in vorliegendem Falle 5 + 3) die Summe der durch Manipulation 1—3 erzielten Punkte.

Fig. 3.

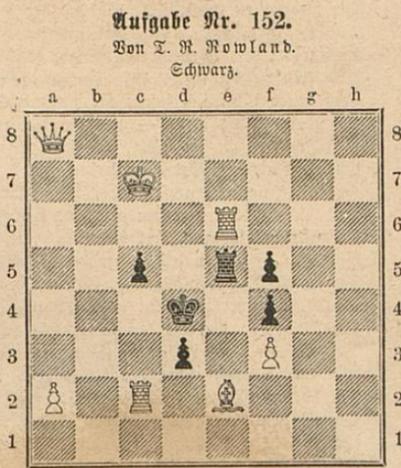


Wie errät man diese Zahl? Man addiert zu den nach Fig. 3 gewürfelten Punkten jedesmal die Zahl 7, im vorliegenden Falle also 7 + 5 + 3 = 15. Wer kann sagen, weshalb die Zahl 7 hinzuaddiert wird? Auflösung geben wir in nächster Nummer.

Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 150 Seite 100.

- 1. e 5 — e 6 (g 5 — g 6) Schwarz.
1. K e 4 — f 4. Weiß.
2. D e 2 — g 2. Schwarz.
2. Beliebig. Weiß.



- 3. S e 7 — d 5 matt. Weiß.
1. Schwarz.
1. K e 4 — d 4. Weiß.
2. D e 2 — c 2. Schwarz.
2. Beliebig. Weiß.

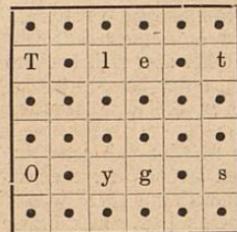
- 3. S e 7 — f 5 matt. Weiß.
1. f 5 — f 4. Schwarz.
2. S e 7 — f 5. Weiß.
3. S f 5 — d 6 oder D e 2 n e 3 matt. Schwarz.
1. d 5 — d 4. Weiß.
2. Beliebig. Schwarz.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 45 Seite 144. Der Dominostein hatte die Points 5 und 6.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 47.

Acht Goldstücke liegen in einer Reihe neben einander. Man soll vier von ihren Plätzen so entfernen, daß schließlich vier Gruppen vorhanden sind, von denen jede aus zwei Goldstücken besteht. Die Art der Entfernung ist jedoch an die Bedingung gebunden, daß das einzelne Stück stets nur über zwei hinweg auf das Dritte gelegt werden darf.

Füllrätsel.

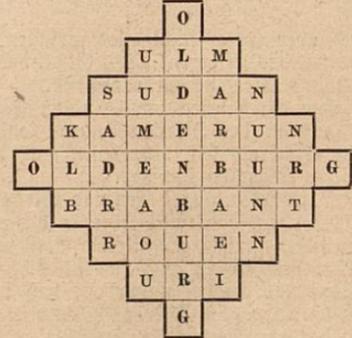


Die mit einem Punkt bezeichneten Felder des Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß sämtliche wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben, daß die diagonale Reihe, von links oben nach rechts unten, gleich der ersten und der vierten wagerechten, und die diagonale Reihe, von links unten nach rechts oben, gleich der dritten und der sechsten wagerechten Reihe lautet. Jede der beiden diagonalen Reihen nennt ein klassisches Trauerspiel. — e.

Homonym.

Als Erste bin ich sehr verhasst, Doch wollen mich Wen'ge missen, Die Menschen dulden meine Last, Mich scheucht weder Kunst noch Wissen. Als Zweite man zu sehen pflegt Mich immer unter den Diskant, Doch erst als Solo angelegt, Wird meine Wirkung ganz bekannt.

Auflösung des geographischen Diamanträtsels Seite 168.



Auflösung des Palindrom Seite 168. Amor. — Roma.

Auflösung des Rebus Seite 168. Was nicht von Herzen kommt geht nicht zum Herzen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle für die Redaktion und die Administration des „Bazar“ bestimmten Korrespondenzen und Sendungen bitten wir fortan ausschließlich zu richten an die Bazar-Aktien-Gesellschaft, Berlin W., Wilhelmstr. 46/47.